

# Inhalt

## Naturwissenschaft und biblischer Schöpfungsglaube

<i>Gerhard K. Ackermann</i> .....	4
<b>„Damit ihr Hoffnung habt“ (1. Petr 1, 3) - auch für „eucharistische Gastfreundschaft“</b>	
<i>Michael Plathow</i> .....	18
<b>Interkulturalität und gerechte Teilhabe – Menschen aus der GUS in der evangelischen Kirche</b>	
<i>Edgar L. Born</i> .....	25
<b>Aller Anfang ist schwer – Niemöllers Reise 1952 nach Moskau und die Folgen</b>	
<i>Frank Lotichius</i> .....	38
<b>Nur Lernen schafft Veränderungen – Eindrücke aus Äthiopien</b>	
<i>Annabell Gietz</i> .....	47
<b>Milch für Babys in Bolivien</b>	
<i>Marina von Ameln</i> .....	51
<b>Hausabende 2009/10</b> .....	54
<b>Kurzkommentare zu Hausabenden</b> .....	55
<b>Studienfahrt SS 2009 nach Berlin</b>	
<i>Corinna Seeberger</i> .....	62
<b>Heimbewohner/innen 2009/10</b> .....	65
<b>Aktivitäten im Heim (Photos)</b> .....	70
<b>Personalnachrichten</b> .....	72
<b>Mitglieder</b> .....	74



Davis Akmentins, Anna Ossipova, Johannes Lösch, Corinna Seeberger, Diederik Noordveld, Ramona Lerner, Annabell Gietz, Lyudmyla Hustus, Tobias Treu Max Hornig, Matthias Baum, Marina von Ameln, Johannes Lohscheidt, Martin Bortz, Adrian Bölle, Heung-Joo Song, Franziska Pfisterer, Ahlam Dalvand, Johanna Sievers, Mara Removic, Shin Yoshida.

Vorne: Brigitte Herrmann, Andrea Zisler, Clara Rücker, Libby Boulter  
(Eröffnungswochenende Sommersemester 2009)

# Vorwort

## Lieber Freundeskreis!

Auch dieses Jahr erscheint unsere vielgeliebte Zeitschrift *Oecumenica*, nun seit Gründung des Förderkreises zum 22. Mal. Kaum jemand, der nicht direkt beteiligt ist, kann ermessen, wie viel Arbeit und Frustrationstoleranz hierfür vonnöten sind: Ermutigen zum Schreiben, Sammeln, manches Mal „Eintreiben“ der Beiträge und Bilder, Redigieren, Formatieren, Aktualisieren der Adressen, Abgleich mit der Druckerei, Abholen der fertigen Broschüren, Eintüten, Adressieren und Verschicken! An dieser Stelle möchte ich daher Bernd Günther als Redakteur und Karl Borrmann als Schriftführer für ihre langjährige, unermüdliche und sorgfältige Arbeit herzlich danken. Ohne ihren Einsatz hätten Sie, lieber Leser oder liebe Leserin, diese Ausgabe jetzt nicht in Händen. Und sie kann sich sehen lassen!

Den Auftakt bildet der Beitrag von *Gerhard Ackermann*, auf den ich ein besonderes Augenmerk lenken möchte. Er umreißt in klarer Formulierung die gesamte Naturgeschichte und geht dann auf den biblischen Schöpfungsbericht ein: Ein wörtlicher Vergleich – so sein Resümee – scheint wenig sinnvoll. Anschließend bietet *Michael Plathow* Hoffnung für die „eucharistische Gastfreundschaft“. Über Migrantinnen- und Aussiedlerarbeit der Evangelischen Kirche berichtet *Edgar L. Born*, selbst ehemals Pastor in Kasachstan. Dann berichtet *Frank Lotichius* über den Dialog des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) mit der Russisch-orthodoxen Kirche. Zum Schluss erfahren wir von *Annabell Gietz* und *Marina von Ameln*, was mit unseren Spendengeldern in Äthiopien und Bolivien passierte.

Abschließend möchte ich unserer Kassenführerin *Marlinang Lienhart* danken, die ein wachsames Auge auf unsere Finanzen hält. Hierzu gehört eine ordentliche Portion Zeit und Geduld, die sie bewundernswert neben ihrer Familienpflichten aufbringt. Zu einer Finanzkrise ist es daher erfreulicherweise noch nicht gekommen! –

Alle Mitglieder, Freunde und Gäste sind wieder herzlich zum Sommerfest des Heims am Abend des 9. Juli und zur Mitgliederversammlung am 10. Juli dieses Jahres eingeladen. Die Tagesordnung liegt bei.

*Dr. Helmut Zappe*

Vorsitzender des Freundeskreises

Heidelberg, im März 2010

# Naturwissenschaft und biblischer Schöpfungsglaube

Gerhard K. Ackermann<sup>1</sup>

## 1. Einleitung:

Dass die Naturwissenschaft die Entstehung der Welt etwas anders beschreibt als die Bibel, ist offensichtlich, wenn man Genesis 1 mit dem physikalisch-astronomischen Gegenstück, dem Standardmodell der Kosmologie, vergleicht. Dieser Gegensatz und diese Problematik wird auch heute noch von prominenter Seite diskutiert. Da ist z.B. das Buch von KÜNG „Der Anfang aller Dinge“, in dem es ja einerseits um den Urknall und die kosmologische Entwicklung bis zum Menschen geht. Andererseits versucht KÜNG einen Brückenschlag zwischen Theologie und Naturwissenschaft, der, wie auch dieses Buch wieder beweist, nicht ganz einfach ist.

Das Thema „Schöpfung“ ist sicher eines, an dem sich die Geister scheiden. Große Physiker sind an diesem Thema gescheitert (STEVEN HAWKING, STEVEN WEINBERG) und haben klargelegt, dass es für die Hypothese „Gott“ keinen Platz in ihrem Weltbild gibt.

Das war vor 400 Jahren genau umgekehrt. Da passte die NW nach Ansicht der Theologen nicht in die Religion und damit auch nicht in das Weltbild. MELANCHTHON, Vertrauter und Mitstreiter LUTHERS, aber auch einer der größten wissenschaftlichen Astrologen des 16. Jahrhunderts, nannte KOPERNIKUS' Entdeckungen: „monströse Irrtümer eines frechen unverschämten Neuerers“. Das Weltbild wurde bestimmt von Naturphilosophen und Theologen, die Naturkunde betrieben. Da war in einem Weltbild, das von ARISTOTELES und PTOLEMÄUS geprägt war, kein Platz für eine Sonne im Zentrum des Planetensystems, wie es sich KOPERNIKUS vorstellte. Dieses Weltbild verteidigten Wissenschaftler wie TYCHO BRAHE oder MELANCHTHON vehement. MELANCHTHON war Professor in Wittenberg und lehrte dort Mathematik, Astrologie, Astronomie und darstellende Geometrie (und natürlich auch Theologie).

In dem nachfolgenden Bericht wird zunächst das naturwissenschaftliche Weltbild in groben Zügen dargestellt, beginnend mit dem Urknall. Danach wird die Schöpfungsgeschichte kritisch betrachtet und die sich aus dem Vergleich ergebenden Fragen diskutiert.

## Vereinbarungen

In diesem Bericht bezeichnen wir mit „Stern“ einen Himmelskörper, der selbst leuchtet vermöge seiner inneren Energiequelle, die meistens in Kernfusion besteht. Ein Beispiel ist unsere Sonne oder andere Fixsterne wie im Winter der Stern Sirius (Sternbild Großer Hund, lat. *canis major*) oder im Sommer die Wega (Sternbild Leier, lat. *lyra*). Die Sonne hat einen Durchmesser von 1,4 Millionen km und gehört damit zu den kleineren Zwergsternen. Im Gegensatz zu den Sternen leuchten die Planeten im reflektierten

---

<sup>1</sup> Beuth-Hochschule für Technik, Berlin

Licht des zentralen Sterns, den sie umkreisen. Alle Sterne sind von uns weit entfernt, sodass wir die Entfernung in Lichtjahren angeben müssen.

1 Lichtjahr =  $300\,000(\text{km/s}) \times 60(\text{Sek.}) \times 60(\text{Min.}) \times 24(\text{Std.}) \times 365(\text{Tage}) = 9\,500\,000\,000\,000 = 9,5$  Tausend Milliarden km oder 9,5 Billionen km.

Wegen der Größe des Weltalls und der Galaxien ist jeder Blick an den Himmel, in den Kosmos, ein Blick in die Vergangenheit. Die Sonne sehen wir so, wie sie vor 8,5 Minuten war, das reflektierte Licht vom Saturn war 90 Minuten unterwegs, das Licht vom Andromedanebel 2 Millionen Jahre.

## 2. Die Entstehung des Kosmos

### 2.1. Expansion.

Dass unsere Welt, Raum und Zeit, im Urknall entstanden sind, daran zweifelt heute eigentlich niemand mehr. Wenn es einen solchen Urknall, eine solche Urexplosion gegeben hat, dann muss ja trotz des stabilen, unveränderlichen Eindrucks, den die Fixsterne vermitteln, alles auseinander fliegen. Dass wir mit bloßem Auge keinerlei Anzeichen von Fortbewegung an den Sternen entdecken, liegt an der großen Entfernung, die sie von uns haben und daran, dass innerhalb der Welt der Galaxien dieses Auseinanderstreben immer für die gesamte Galaxie gilt. Innerhalb einer Galaxie sind die Sterne durch Gravitation gebunden und umkreisen das jeweilige Zentrum.

Die Geschichte des Urknalls beginnt mit der Entdeckung des Astronomen HUBBLE, dass sich die Galaxien tatsächlich von uns fortbewegen und zwar umso schneller, je weiter sie von uns entfernt sind. Die Analyse der Daten ergibt, dass vor 13,7 Milliarden Jahren alle Materie auf allerengstem Raum gewesen sein muss. Vor dieser unvorstellbar langen Zeit sind Raum (der Kosmos) und Zeit in einer gewaltigen Explosion entstanden. Zu der Frage, warum es zu dem Urknall kam und was eigentlich vorher war, lassen sich trotz mancher Versuche bisher keine Antworten geben. Auch den Zeitpunkt „null“ können wir nicht wirklich gut beschreiben, weil die Physik an einer solchen Singularität versagt.

Im Urknall entstanden Materie und Antimaterie gleichzeitig in gleichen Mengen. Materie, die auf Antimaterie trifft, zerstrahlt sofort wieder. Deswegen ist es geradezu ein Wunder, dass es Materie und damit auch uns gibt. Außer Strahlung, sollte es eigentlich nichts geben.

### 2.2. Reststrahlung

Wenn das Bild vom Urknall stimmt, dann muss es eine Reststrahlung geben, weil diese ja nicht verschwinden kann. Sie ist im expandierenden Kosmos gefangen und entspricht mit wachsender Ausdehnung einer immer niedrigeren Temperatur. Diese Strahlung, die ein Beweis für die Expansion ist, wurde von den Radiophysikern PENZIAS und WILSON zufällig entdeckt und ist heute sehr genau vermessen. Die ehemals heiße Strahlung entspricht heute wegen der Expansion des Weltalls einer Temperatur von  $-270^{\circ}\text{C}$  oder etwa 3 K.

Jeder kann die Hintergrundstrahlung am Fernseher nachts sehen, wenn er von dem Rauschen aufwacht, das entsteht, wenn der Sender abschaltet. Etwa 10% der weißen Punkte, die auf dem Bildschirm zu sehen sind, haben ein ehrwürdiges Alter von knapp 14 Milliarden Jahre. Licht aus dem Urknall (Licht altert nicht).

### 2.3. Entwicklung bis heute

Nach wenigen 100 Millionen Jahren bildeten sich aus Wasserstoff- und Heliumwolken die ersten Sterne, wesentlich größer und sehr kurzlebig. Mit den ersten Sternen wurde im Kosmos sozusagen das Licht angeschaltet. Diese ersten Sterne haben die bekannte Vielfalt der chemischen Elemente durch Kernfusion in ihrem Innern „gekocht“, die ganz schweren Elemente entstanden in der gewaltigen Explosion – von Astronomen Supernova genannt –, mit der ihr Leben endete.

Wir machen einen großen Sprung über 8 Milliarden Jahre hinweg und über weitere viele Generationen von Sternen, die alle zu der heute beobachteten Mischung von Gas und Staub in den Galaxien und in den Sternen beigetragen haben. Es bildeten sich wieder Galaxien mit Milliarden von Sternen, darunter große Sterne, die Riesen genannt werden und einen Durchmesser vom 10fachen bis zum 100fachen der Sonne haben und kleinere, welche die Astronomen Zwerge nennen, und die wie unsere Sonne etwa 1.4 Millionen km Durchmesser haben. Die inzwischen sehr kühlen Molekülwolken ( $-200^{\circ}\text{C}$ ) ließen nun auch die Bildung von sehr viel kleineren Sternen zu.

Wir wollen uns näher mit unserer Galaxis und unserem Sonnensystem befassen. Dieses ist kaum älter als 5 Milliarden Jahre und liegt in einer Spiralgalaxie mit einem Durchmesser von etwa 100 000 Lichtjahren mit insgesamt etwa 100 Milliarden Sternen und viel Gas und Staub, Reste vergangener Sterne. Die Sonne liegt in einem äußeren Arm dieser Galaxis, den wir Orionarm nennen, weil aus unserer Sicht das Sternbild des Orion in diesem Arm liegt.

### 2.4. Das Sonnensystem – ein schlecht aufgeräumtes Labor

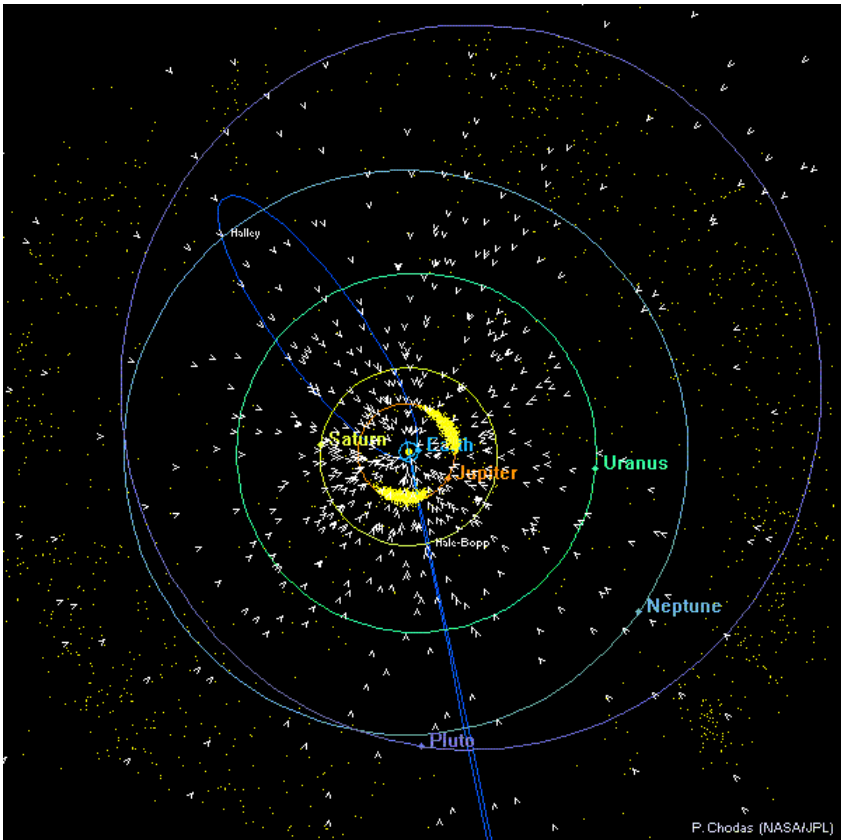
#### Ursprung

Die rotierende Wolke aus Gas und Staub, die am Anfang der Entstehung des Sonnensystems steht, kollabierte vor knapp 5 Milliarden Jahren unter der Schwerkraft der Gas- und Staubmassen und bildete schließlich den zentralen Stern, der von einer Scheibe aus den Resten umgeben war. Der zentrale Stern kollabierte solange, bis Druck und Temperatur hoch genug waren, um die Fusion von Wasserstoff zu Helium zu zünden, die Energiequelle der Sonne, von der auch wir heute noch leben. Aus der Restwolke bildeten sich die Riesengasplaneten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, die weiter außen liegen und die erdähnlichen Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars aus den schwereren Elementen. Man hat den nicht ganz falschen Eindruck, dass durch die Rotation und den sog. Sonnenwind der Ursonne die leichteren Elemente Wasserstoff und Helium verstärkt in die äußeren Bereiche des Urnebels gedrängt wurden, während die schwereren Elemente mehr in der Nähe der Sonne blieben.

## Das Planetensystem

Alle 8 Planeten rotieren in derselben Richtung um die Sonne. In der Nomenklatur der Astronomen ist die Sonne ein G2V Stern – G2 ist ein Hinweis auf moderate Oberflächentemperatur von ca. 6 000 K, die Zahl V (römisch „fünf“) bedeutet, dass es sich um einen vergleichsweise kleinen sog. Zwergstern handelt. Wir wissen ja bereits, dass dieser „Zwerg“- Stern einen Durchmesser von etwa 1,4 Millionen km hat.

Die Planeten bilden ein ebenes System. Die großen Gasplaneten haben Durchmesser von 50 000 bis 140 000 km, die kleinen Planeten in Sonnennähe sind wesentlich kleiner. Die Erde hat einen Durchmesser von 12 000 km. Die Venus ist etwa genauso groß, Merkur und Mars haben einen etwa halb so großen Durchmesser. Außer Merkur und Venus haben alle Planeten Satelliten, die Monde. Der Erdmond ist mit einem Durchmesser von etwa 3 500 km sehr groß. Die meisten der Monde der anderen Planeten sind eingefangene Asteroiden. Jupiter (Io, Ganymed, Europa, Kallisto) und Saturn (Titan) haben neben einer Unzahl kleiner auch Monde, deren Größe mit dem Erdmond vergleichbar ist.



### Asteroiden, Meteoriten, Kometen

Das ist noch nicht alles, wenn wir über das Sonnensystem reden. Es gibt noch viele Himmelskörper, die wir mehr oder weniger häufig beobachten. Dazu gehören Kometen, Meteoriten (Sternschnuppen) und Asteroiden, Brocken aus Eis und Gestein bis zu 10 km Größe. Dabei handelt es sich um die Reste aus dem „Fertigungslabor“ Sonnensystem. Die Gefahr, dass unsere Erde einmal über einen solchen Brocken „stolpert“, ist nicht restlos gebannt. (near earth objects bei der NASA.<sup>2</sup> Erst im November 2009 flog ein Gesteinsbrocken von einigen Metern Durchmesser knapp (etwa 12 000 km) an der Erde vorbei. Man hatte ihn erst Stunden vorher entdeckt, weil er wegen seiner Kleinheit kaum Sonnenlicht reflektiert und deswegen vorher nicht zu beobachten war. Er hätte aber keinen Schaden auf der Erde anrichten können.

Die meisten Asteroiden befinden sich auf einer breiten Bahn, die zwischen Mars und Jupiter liegt. Im Bereich der Plutobahn liegt eine weitere konzentrische Wolke, zu der dieser ehemalige Planet auch gehört und weiter außen bis zu einer Entfernung von fast einem Lichtjahr sind noch Eis- und Gesteinsbrocken, die alle zum Sonnensystem gehören.

### 2.5. Der Planet Erde

Der Erde und uns auf der Erde geht es besser als anderen Planeten. Das wissen wir umso besser, nachdem bisher etwa 300 Planeten in anderen Sonnensystemen gefunden wurden, sog. Exoplaneten, von denen kein einziger auch nur annähernd die guten Parameter hat, welche die Erde auszeichnen.

Die Erde hat eine dichte sauerstoffreiche Atmosphäre, Masse genug, um sie zu halten, ist gerade nah genug an der Sonne, damit die Temperaturen über weite Bereiche der Erde für das Entstehen und die Erhaltung von Leben geeignet sind. Es gibt flüssiges Wasser. Der große Mond mit seinem großen Drehimpulsanteil stabilisiert die Rotationsachse der Erde. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Frost und Hitze ändern sich deswegen von Jahr für Jahr praktisch nicht.

Noch haben wir keine guten Daten, um die Wahrscheinlichkeit abzuschätzen, wie viele erdähnliche Planeten z.B. in unserer Galaxis vorhanden sind, auf denen auch intelligentes Leben möglich ist. Die Vermutung liegt nahe, dass alle die Dinge, die für die Erde aufgezählt wurden, Voraussetzung für die Entwicklung von Leben ist.

Wenn das alles vorhanden ist, dann scheint es fast so, als ob die Entwicklung des Lebens zwangsläufig folgen müsste, wie die Versuche von MILLER und UREY gezeigt haben. Im Jahre 1953 erzeugten sie im Labor in einer einfachen Apparatur ein Gewitter (Bogenentladung) in einer Uratmosphäre der Erde, die sie sich aus Methan, Wasser, Ammoniak, Wasserstoff, Kohlenmonoxid zusammensetzten. Danach ergab die Analyse der gebildeten Stoffe eine Vielzahl von organischen Verbindungen, welche die Grundlage der Entstehung des Lebens sein können.

---

<sup>2</sup> <http://neo.jpl.nasa.gov/orbits/>

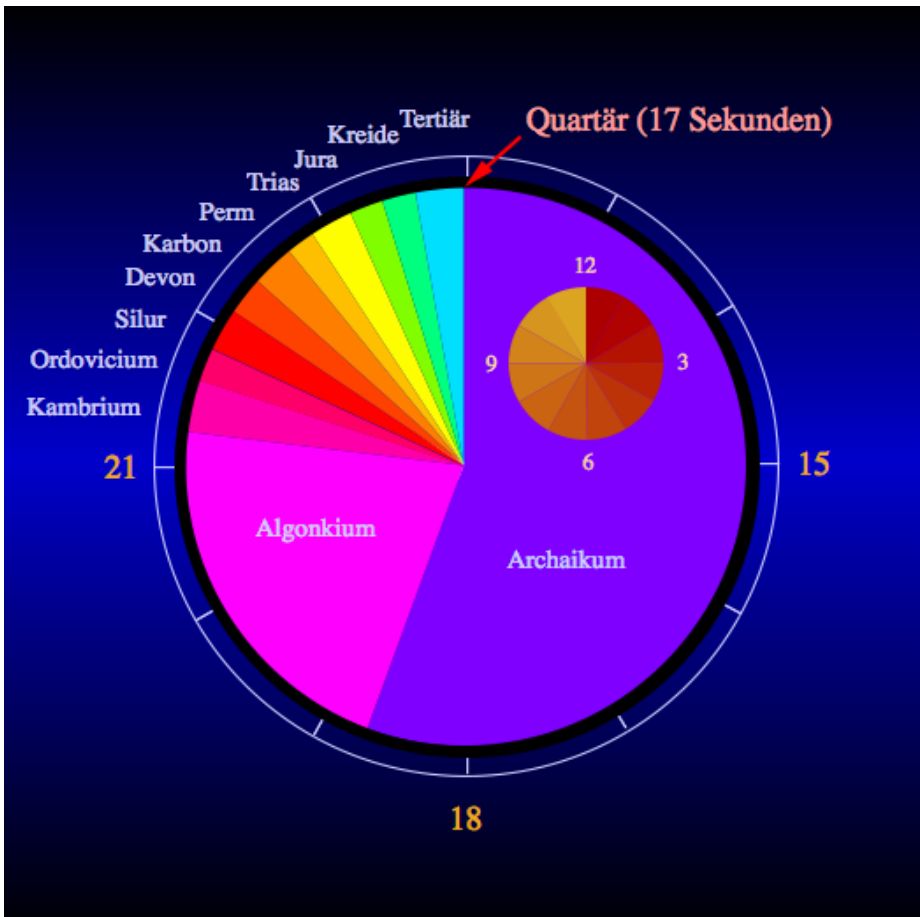


Dieser Versuch stellt keinen Beweis dar, dass es so gelaufen ist. Es zeigt aber einen recht einfachen Weg zu organischen Molekülen und nährt die Vorstellung, dass bei Erfüllung der oben genannten Parameter, welche die Erde auszeichnen, Leben entsteht.

### 3. Entwicklung des Lebens

#### 3.1. Geologische Zeitskala

Das Ergebnis der Forschungen von Geologen, Paläontologen und Physikern ist die geologische Zeitskala, welche die letzten 600 Millionen Jahre gut darstellt. Daran erkennen wir: von den 4,5 Milliarden Jahren, dem Alter der Erde, können wir – was das Leben angeht – nur über die letzten 600 Millionen Jahre wirklich Genaues aussagen. Viele Milliarden Jahre gab es offenbar nur sehr primitives Leben, nämlich Bakterien und Einzeller. Aber vor 600 Millionen Jahren explodierte sozusagen das Leben in einer variantenreichen Fülle von Flora und Fauna.



### 3.2. Darwin / Darwin XXL

Wie sich das Leben hatte entwickeln können, wurde erstmals von CHARLES DARWIN im Jahre 1859 veröffentlicht. Er ist 1809 geboren, und so stand das Jahr 2009 ganz im Zeichen der 200. Wiederkehr seines Geburtstages. Die Aussagen in seinem Hauptwerk, „Die Entstehung der Arten“, ist im Wesentlichen das Ergebnis seiner Forschungsreisen. Eine Erkenntnis, die auch heute noch Bestand hat, ist die Überzeugung, dass sich die Pflanzen- und Tierwelt, Flora und Fauna, von kleinsten Anfängen an entwickelt hat und dass alles aufeinander aufbaut.

Für ihn waren die zwei treibenden Kräfte, die diese Entwicklung hervorriefen zufallsgeleitete Mutation und Selektion. Er hatte die Vorstellung, dass allein zufällige Veränderung im Erbgut zu Veränderungen führte, die weitervererbt wurden und dann u.U. zu neuen Spezies führten, die für den „Lebenskampf“ besser gerüstet waren. Durch Selektion, Auslese, sollte dann die besser angepasste Art durch mehr Nachkommen überleben. So sollte die Entwicklung der Arten sich vollzogen haben.

Mit den Annahmen von Darwin müsste man eine zwar langsame aber kontinuierliche Veränderung der Arten erwarten, ein Prozess, der über die Zeiten mit gleicher Intensität läuft. Tatsache ist, dass es Zeiten in der geologischen Vergangenheit gab, in denen sich das Leben in geologisch kürzester Zeit stürmisch entwickelt und verändert hat. Dazwischen liegen Zeiten von vielen Millionen Jahren, in denen fast nichts passiert ist und das Leben und die Arten ein konstantes Bild geben.

Die Zeiten starker Veränderung sind, wie die Ergebnisse der paläontologischen Forschung zeigen, mit Massenaussterben verbunden. Immer dann hat sich das Leben massiv verändert und neue Arten hervorgebracht, wenn es durch Ereignisse fast völlig ausgelöscht wurde. Solche Ereignisse können Klimawandel, Verschiebung der Kontinentalplatten, Vulkanismus oder Einflüsse von außen sein, ein Zusammenstoß mit einem Asteroiden oder einem anderen Brocken aus dem „schlecht aufgeräumten Labor“, unseres Sonnensystems.

Für die Entwicklung des Lebens haben wir jetzt drei Prozesse festgemacht: Mutation, Selektion und Massenaussterben. Aber woher kommt dann die so rasche Veränderung zu Zeiten des möglichen Untergangs? Nach neuesten Erkenntnissen sind es die Gene, die hier eine wichtige Rolle spielen, wie JOACHIM BAUER in seinem Buch „Das kooperative Gen“ eindrucksvoll darstellt. Ganz offensichtlich kann eine Zelle die Genaktivität in solchen Zeiten der Not deutlich verstärken. Es werden in einem verwickelten Prozess, „Werkzeuge“, die im Genom neben den Genen vorhanden sind, aktiviert, die in der Lage sind, Gene zu verlagern, wichtige Gene zu duplizieren und für verstärkte Mutation freizugeben. Damit entstehen neue Arten. Ist das erreicht, kann diese Aktivität durch die Zelle wieder abgeschaltet werden. Die Zelle, der Organismus reagiert also auf drastische Umweltveränderung auch drastisch. Offenbar sind aber nicht alle Tiere oder Pflanzen in der zur Verfügung stehenden Zeit in der Lage und verschwinden von der Bildfläche.

Damit haben wir als Gesamtprozess der Entwicklung der Arten, sozusagen Darwin XXL:

- Mutation (im Darwinschen Sinne. Diese langsame Mutation nennt man heute Punktmutation. Sie reicht nicht zur Veränderung im großen Stil.)
- Selektion
- Massenaussterben und
- verstärkte Genaktivität in Zeiten großen Stresses und lebensbedrohenden Veränderungen der Umwelt.

Dabei sind die letzten beiden Ursachen der Liste die eigentlichen treibenden Kräfte für eine Veränderung der Arten in Flora und Fauna.

Einem solchen Massenaussterben am Ende der Kreidezeit verdanken wir unser Schicksal. Es war ein Asteroid von vielleicht 10 km Durchmesser, der auf die Erde, und zwar bei der heutigen Halbinsel Yukatan (Mexiko), niedergegangen ist. Der mächtige Einschlagskrater, 180 km im Durchmesser ist an der Spitze der Halbinsel, zum großen Teil unter Wasser liegend, gefunden worden. Die Folgen dieses Einschlags müssen alle Anzeichen eines Weltuntergangs gehabt haben. Viele Tierarten, darunter die Saurier haben dieses Ereignis nicht überlebt.

Andere Tiere schafften mühelos den Übergang in das Tertiär, so die Schlangen, Echsen, Schildkröten. Überstanden haben es auch Säugetiere, die damals die Größe von Ratten hatten und – wegen der Übermacht der Saurier – nie eine Chance hatten, sich zu entwickeln.

### **3.3. Säugetiere / Mensch.**

Das war der Anfang des steilen Aufstiegs der Säugetiere. Hier sollen nur noch die letzten ca. 10 Millionen Jahre dargestellt werden.

Nachdem sich von unserem Affenvorfahren die Arten des Orang Utans und Gorillas abgespalten haben, gab es vor ca. 7 Millionen Jahren die letzte Aufspaltung, die einerseits zum Schimpanzen, andererseits zum Menschen führte.

Vor 3 bis 4 Mio. Jahren gab es den Australopithecus, dann Hominiden und seit etwa 100 000 Jahren den Homo Sapiens, der nun zum ersten Mal in der Lage ist, dieses alles zu überschauen. Alle verschiedenen Menschenrassen kamen aus dem östlichen Afrika und wanderten dann in die übrigen Teile der Welt. Warum schaffte es der Homo Sapiens, schließlich alle Welt zu besiedeln? Was geschah mit dem Neandertaler, der vorher in Europa auftauchte und nach der Größe seines Gehirns dem Homo Sapiens nicht nachstand? Wir wissen es (noch) nicht.

In der langen Entwicklung über die letzten 600 Millionen Jahre bekamen also zuletzt die Säugetiere und schließlich wir eine Chance. Nicht, weil wir fitter waren als die anderen Tiere, sondern weil Konkurrenten ausgelöscht wurden.

Soweit die naturwissenschaftliche Beschreibung der Entwicklung des Kosmos, unseres Sonnensystems, der Erde und Flora und Fauna.

## 4. Die Schöpfung

### 4.1. Der Schöpfungsbericht

Eine ganz andere Sichtweise, welche die Entwicklung der Welt darstellt, ist der biblische Bericht. Es ist der Anfang, Genesis 1, den wir schon erwähnt haben. Es handelt sich um einen Bericht, der alles, was das ptolemäische System darstellt, enthält.

In 1.Mose 1-3, der Priesterschrift (die erste und jüngere Darstellung), heißt es im ersten Vers: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer. Und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach, es werde Licht. Und es ward Licht.“ (Lutherbibel)

Also, dann stimmt ja alles: der Urknall wird schon in der Bibel erwähnt. Ist das an dieser Stelle gemeint? Ist das Licht die Initialzündung des ganzen Geschehens?



### 4.2. Bemerkungen dazu zunächst aus der Sicht eines wenig einsichtsvollen Physikers:

Dieser Bericht aus der Bibel ist ein heilloses Durcheinander. Dazu vier Beispiele:

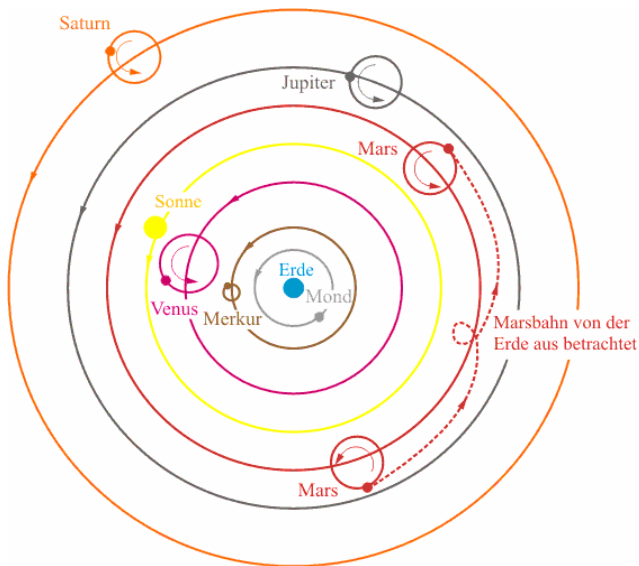
1. Gott schuf Himmel und Erde. Alles am ersten Tag? Die Erde kann nur viel später entstanden sein. Zwischen Himmel und Erde liegen 8 Milliarden Jahre!
2. Gott schuf das Licht und nannte es Tag und die Finsternis und nannte sie Nacht. So ganz ohne jede Lampe? Nach Urknall sieht das durchaus nicht aus. Was dämmt denn da als sogenannter Tag? Sonne und Licht sind nach Ansicht der Bibel verschiedene Dinge?
3. Gott schuf Pflanzen und Bäume am dritten Tag. Wachstum im Dämmerlicht? Wie soll das gegangen sein. Wie soll sich Grün, Chlorophyll entwickeln ohne die UV-Strahlung der Sonne?
4. Gott schuf die Sonne, den Mond und die Sterne am vierten Tag. Ist das nicht etwas spät?

Schließlich kommen die Tiere und zum Schluss, am 6. Tag der Mensch als ein eigenes Etwas, als etwas ganz anderes. Das ist in der Reihenfolge wenigstens akzeptabel. Aber es stellt natürlich keinerlei Entwicklung dar. Die Entstehung des Menschen erinnert an das Gilgamesch Epos und ist etwas anderes als die Erschaffung der Tiere. Ist das die richtige Herangehensweise? Kaum!

#### 4.3. Bemerkung aus der Sicht der Zeit

Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, es komme auf die Zusammenhänge im Schöpfungsbericht im Einzelnen nicht an, wichtig sei nur, dass Gott der Schöpfer ist, dann wird man m.E. dem Bericht nicht gerecht. Warum sollten diejenigen, die diese Zusammenhänge aufgeschrieben haben – dabei spielt es jetzt keine Rolle, ob sie einen göttlichen Auftrag hatten oder nicht – warum sollten sie Ungereimtes zusammenschreiben, obwohl bei den Priestern der Vorzeit alles Wissen zusammenkam, was über die Welt und ihre Entstehung existierte? Dazu wieder vier Bemerkungen:

a. Die Bibel beschreibt sehr genau das, was man vor 2500 Jahren wusste. Gültig war das Ptolemäische Universum. Im Zentrum war die Erde, auf verschiedenen Sphären



waren die 7 Planeten angeordnet: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn. Das waren all die Himmelskörper, die sich sichtbar gegen die als feststehend angenommene Erde und den Fixsternhimmel bewegten. Sie bewegten sich nicht immer in eine Richtung, sondern zu bestimmten Zeiten auch gegenläufig. So kam es zu dem Namen „Planet“, der von dem griechischen  $\piλανητης$  = umherirrend, abgeleitet ist. Die letzte Sphäre war die der Fixsterne, die über das Jahr unbeweglich waren, also fest angeheftet (lat. *fixus*) schienen. Darüber war der Platz Gottes. Dieses Weltbild galt

ziemlich genau bis 1609, als Kepler seine „Astronomia Nova“ publizierte, die das kopernikanische, heliozentrische Weltbild einleitete und das geozentrische ablöste. Das zweite Ereignis war die Beobachtung Galileis mit dem damals erfundenen holländischen Fernrohr, dass der Jupiter 4 Monde hat, die dann später Io, Europa, Ganymed und Callisto genannt wurden.

b. Die Dinge, die in der Bibel stehen, beruhen auf Beobachtungen, welche die Menschen machten. Sie stellten fest, dass der Himmel schon hell ist, ohne dass die Sonne scheint. Wenn die Sonne aber scheint, kommt, wie schon vorher, Licht aus allen Himmelsrichtungen, nicht nur von dort, wo die Sonne steht. Streuprozesse in der Atmosphäre, die dieses Phänomen erklären, waren natürlich unbekannt. Aber können wir alle erklären, warum der wolkenlose Himmel blau und nicht grün oder sonst gefärbt ist? Auf dem Titan, dem größten Mond des Saturn, ist der Himmel nicht blau sondern orange-rot. Bei uns färbt die Raleighstreuung des Sonnenlichtes an Sauerstoff- und Stickstoffatomen den Himmel blau. Auch der trübe weiße Himmel ist Streulicht. Vom Mond aus, der keine Atmosphäre hat, ist der Himmel nur in Richtung der Sonne hell, sonst tiefschwarz.

Fazit für die Menschen vor 2500 Jahren: Das helle Himmelslicht ist unabhängig von der Sonne und kommt aus dem ganzen Himmel. Es ist etwas anderes als die Sonne und muss deswegen auch extra erschaffen werden.

c. Man beobachtete damals keinen direkten Einfluss der Sonne auf die Flora und deren Wachstum. Das Kraut wuchs ja auch im Streulicht. Deswegen war eine spätere Erschaffung von Sonne, Mond und Sternen kein Problem für das Wachstum.

In der Bibel, 1. Mose 1, 14 heißt es „und Gott sprach: es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage Jahre.“ Jetzt wird deutlich, was die eigentliche Aufgabe der „Lichter“ ist. Die Lichter sind zum einen notwendig als Zeichengeber für die Astrologie, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts als die eigentliche Wissenschaft galt. Die Astronomie hatte vor allem nur die Sternörter und die Ephemeridentafeln zu liefern, welche die Aufgangs- und Untergangszeiten wichtiger Gestirne enthielten. Auch Melanchthon, den wir meist nur als wichtigen Mitstreiter Luthers kennen, lehrte als Professor in Wittenberg Astrologie, Astronomie, Mathematik und Physik. Er war für die Naturwissenschaft der führende Kopf. Diese Stelle, Genesis 1, 14, galt ihm als Beleg, dass er sich mit Astrologie befassen darf und muss. Luther sah das anders.

Zum anderen waren die Gestirne wichtig für die Zeitmessung des Tages und des Jahres. Man wusste genau, dass die Sonne einen Jahreslauf durch die Sternzeichen machte und dadurch das Jahr definiert ist.

d. Wichtig festzuhalten ist, dass *Gott* der Schöpfer ist all dessen, was man sich an „Welt“ damals vorstellen konnte. Er tat es so, dass es in Übereinstimmung mit dem damals gültigen Weltbild war – im Detail!

Die Genesis ist eine atemberaubende Darstellung, 2500 Jahre alt, und entspricht der modernsten naturwissenschaftlichen Vorstellung - jener Zeit. Auch unsere Naturwis-

senschaft heute zeichnet ein faszinierendes Bild, das beschreibt, was wir gerade wissen. Das bedeutet aber: auch heute gibt es kein festes unverrückbares naturwissenschaftliches Weltbild. Es wird weiter im Fluss bleiben.

### **5. Naturwissenschaft und Religion - Sprache, Erkenntnisse, Ziele**

Wie sollen wir zu dem mit nur wenigen Federstrichen gezeichneten Weltbildern stehen? Sind die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse vereinbar mit der biblischen Schöpfungsgeschichte oder ist damit Gott widerlegt?

**5.1. Die Sprache, die Erkenntnisse und die Ziele** der Religion sind von der Naturwissenschaft grundverschieden. Der Mensch sucht in der Religion über die Meditation und das Gebet die Nähe Gottes. Die Naturwissenschaft benutzt die Sprache der Mathematik.

Die Erkenntnisse in der Religion sind gekennzeichnet von Offenbarung und Glaube, auch Mystik. „Gott ist der Schöpfer“ ist keine Aussage, die mathematisch als Ergebnis einer Formel erzielbar ist. Die Naturwissenschaft hingegen erzielt ihre Ergebnisse mit Theorien, Beobachtungen und Experimenten. Sie führen auf eine Gesamtschau der Dinge, die im Rahmen der Theorie richtig sind, aber nicht für alle Zeiten und alle Bereiche richtig sein müssen.

Die Ziele in der Religion sind Sinnzusammenhänge. Warum bin ich als Mensch auf der Erde? Wer ist mein Gegenüber? In der Naturwissenschaft ist das Ziel, die Natur möglichst genau und präzise zu beschreiben, um daraus Schlüsse zu ziehen, Voraussagen zu machen und Theorien zu entwickeln, welche die Welt beschreiben. In der modernen Naturwissenschaft stoßen wir dabei vermehrt auf Grenzen, was die Beschreibung der Welt angeht.

### **5.2. Evolution der Religion.**

Naturwissenschaftliche Vorstellungen sind immer im Wandel, während die Religion ein eher konstant-verlässliches Bild darstellt. Dennoch gibt es heute wichtige Ansätze zu einer Evolution der Religion. Es ist interessant, in diese Frage etwas stärker einzudringen. Gerade im verflossenen Darwinjahr ist dieser Gedanke einer Evolution der Religion mächtiger geworden. Ich bin überzeugt, dass das Festhalten an der Heiligen Schrift in ihrem wortwörtlichen Sinn nicht nur Entwicklungen und Akzeptanz verhindert, man wird auch manches, was in der Bibel steht, missverstehen.

Ein Beispiel: Josua 10, 12-13. Im Kampf Josuas und seines Volkes gegen die Amoriter lässt Gott Sonne und Mond stillstehen, „fast einen ganzen Tag.“ (Vers 13, Schluss) Naturwissenschaftlich ist das kurios und vom Mond wird man bei vollem Sonnenschein kaum etwas gesehen haben. Wenn er überhaupt da war, dann in Sonnennähe nur als schwache Sichel. Aber darum geht es nicht. Und das wussten die Menschen damals genauso gut wie heute. Es geht nicht um ein naturwissenschaftliches Kuriosum, sondern um die Allmacht Gottes, die hier besungen wird. Man kann die Bibel nicht verstehen, wenn man sie wörtlich nimmt.

Nicht anders ist die Beurteilung der Himmelfahrt Christi oder anderer wunderbarer Ereignisse, über welche die Bibel berichtet.

Und was machen wir mit dem tötenden, zornigen, strafenden Gott vor allem des Alten Testaments? Was ist mit dem Jüngsten Gericht und der Offenbarung des Johannes? Hier geht es um mehr, wie man bei GEORG BAUDLER, Professor für katholische Theologie an der RWTH Aachen in seinem schönen Buch: „Darwin, Einstein- und Jesus“ nachlesen kann. Der Untertitel heißt: Christsein im Universum der Evolution.

In seinem Buch wird sehr deutlich, woher dieser strafende Gott kommt, der auch den Bann gegen Gegner verlangt, d.h. die Tötung aller Menschen, aller Tiere einer eroberten Stadt. Dieses Gottesbild, so führt BAUDLER aus, ist ein Abbild der Erfahrung, welche die frühen Menschen gemacht haben. Es waren die wilden Tiere, die den Tod der Menschen herbeiführten, es waren Unglücke und nicht so sehr Krankheiten. Sie mussten empfinden, einer Macht gegenüberzustehen, die sie völlig im Griff hatte, deren Gunst man erwerben konnte und deren Strafe man fürchten musste. Da hineingewoben ist im Alten Testament und im Neuen Testament deutlicher der gütige Gott, der liebende Gott.

BAUDLER spricht bei dem strafenden Gott immer von „verfälschter und verdunkelter göttlicher Schöpfungsrede“; diese Verfälschung sieht er z.B. auch in der Apokalypse, in der es ja sehr schreckliche Bilder gibt.

Meiner Meinung nach ist das, was BAUDLER schreibt, ein guter Ansatz, aber er wird nicht reichen für ein neues Gottesbild. Wenn man die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse ernst nimmt, dann ist schon das Wort „Schöpfungsrede“ zu anthropozentrisch. Im Kosmos kann die Botschaft nicht durch *Rede* verkündet werden. Das ist in unseren Kategorien gedacht. Wir auf der Erde, um uns kann es nicht ausschließlich gehen. Eine neue Sicht muss Gott von allem befreien, was wir dazugegeben haben. Das ist schwierig und die Frage ist berechtigt: Was bleibt denn dann noch? Ich verlasse hier erst einmal den auch für mich noch sehr offenen Punkt.

### 6. Schluss

Heute würde man die Bibel nicht mehr neu schreiben, um das Weltbild zu aktualisieren. Die Trennung von Naturwissenschaft und Theologie hat die Situation sehr entspannt. Die Theologie muss ein naturwissenschaftliches Weltbild nicht verifizieren oder falsifizieren. Andererseits darf die Naturwissenschaft sich nicht überschätzen. Die Weltbilder sagen nichts direkt über Gott aus, auch wenn das manche glauben.

Wir Menschen haben aber den Verstand und die Intelligenz bekommen, um sie einzusetzen. Die Forschung macht dabei vor keinem Tabu halt. Auch die Hirnforschung ist ein Teil dieser naturwissenschaftlichen Forschung. Wenn es gelingt, die neuronalen Korrelate von Empfindungen zu finden („Bewusstsein“, Christof Koch), vielleicht die Stelle des Freien Willens, vielleicht die Darstellung von Ideen, dann werden wir wieder Bilder wegräumen, aber wir wissen deutlicher wer wir sind.



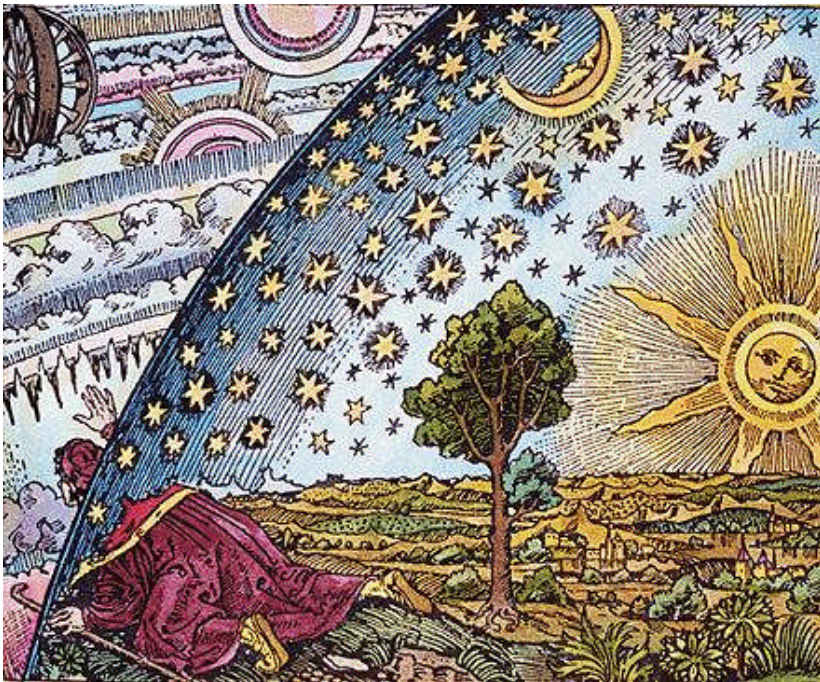
Neue Veröffentlichungen im Bereich der Religion zeigen eine Bewegung auf eine klare, von vielen historischen Zusätzen befreite biblische Botschaft hin, welche auch die Frage nach den Ergebnissen der Naturwissenschaft von Einstein, Darwin, Hubble bis hin zu den zu erwartenden Ergebnissen der Hirnforschung einerseits und des Riesenschleunigers in CERN oder der Suche nach außerirdischem Leben auf fremden Planeten andererseits einzubeziehen versucht. Das Gespräch und der Austausch kann kaum fruchtbarer sein als im Augenblick. Das Ergebnis wird unser Gottesbild und unser Menschenbild nachhaltig verändern. Wir sind schon dabei.

Bild 1: Das „schlecht aufgeräumte Labor“ des Sonnensystems. Asteroiden und andere Reste in Form von Gesteinsbrocken und Eisstücken umkreisen die Sonne (Quelle: NASA)

Bild 2: Geologische Zeitskala (Quelle: Wikipedia)

Bild 3: Gutenberg Bibel (Quelle: Wikipedia)

Bild 4: Ptolemäus' Weltbild (Quelle nicht bekannt)



Camille Flammarion in seinem Werk 'Astronomie populaire'  
(oder: Gerhard Ackermann erforscht den Kosmos [der Redakteur])

## „Damit ihr Hoffnung habt“ (1. Petr 1, 3)

- auch für „eucharistische Gastfreundschaft“

*Michael Plathow*

„Damit ihr Hoffnung habt“ (1. Petr 1, 3) verheißt die Losung des II. Ökumenischen Kirchentages in München (12. - 16. 5. 2010), unterstützt durch das Buch des letzten Generalsekretärs des ÖRK Sam Kobia *“The courage to hope”* (2003) und durch die Hoffnungsenzyklika von Papst Benedikt XVI. *„Spe salvi“* (30. 11. 2007).

1. Die Geschichte der Ökumene findet in realen Hoffnungen sowie zukunfteröffnenden Visionen und die Zeitansagen der Kirchentage in hoffnungsbesetzten Symbolen und Metaphern ihren Ausdruck. Das gilt mehrwertlich von der Metaphernwelt ökumenischer Kirchentage, wie – trotz des bitteren Beigeschmacks um das ökumenische Ereignis in der Berliner Gethsemanekirche – der I. Ökumenische Kirchentag 2003 zeigte. Hat doch das ökumenische Hoffnungspotential seine Quelle darin, dass das Gemeinsame der Christen und Kirchen größer ist als das, was trennt, dass keine Kirche ohne die anderen Kirchen wirklich Kirche Jesu Christi sein kann, dass es eine Familienähnlichkeit, einen genetischen Fingerabdruck, unter den Kirchengeschwistern gibt. Der Quellgrund ist der gemeinsame Glaube, dass der dreieine Gott in Jesus Christus weit mehr gewirkt hat und in seiner Gnade durch den heiligen Geist weit mehr wirkt als ein Kirchentum oder eine Kirche fassen und beheimaten kann. Die Pluralität der sichtbaren Kirchen gestaltet sich dann als verschiedene Antworten auf das unverfügbare Christusgeschehen und als kulturelle Ausprägungen des Glaubens an das selbstwirkende Evangelium in unterschiedlich akzentuierte Charismen und in differierende Profile.

2. Nun ist es – anders als beim I. Ökumenischen Kirchentag – im Vorfeld des II. Ökumenischen Kirchentages auffallend still um das Thema *“eucharistische Gastfreundschaft”*<sup>1</sup>. Dieses Hoffnungsthema scheint verdrängt oder zumindest nur mit spitzen Fingern angefasst zu werden.

Mit den Themen zu Glauben und Frömmigkeit, zu ethischen und gesellschaftspolitischen Herausforderungen in einer sich globalisierenden Welt erfährt allerdings die Taufe als ökumenisches Sakrament und Hoffnungszeichen der Ökumene hervorgehobene Bedeutung beim Ökumenischen Kirchentag in München. Und das ist nach dem Lima-Dokument 1982 und der gegenseitigen Anerkennung der Taufe durch die meisten ACK-Kirchen am 29. 4. 2007 im Magdeburger Dom eine zukunftsweisende Wegmarke der Ökumene.

Und auch die ACK-Kirchen täuferischer Tradition werden sich einbringen mit der „Gemeinsamen Erklärung der lutherisch-mennonitischen Gesprächskommission zum Ab-

---

<sup>1</sup> Wolf-Michael Catenhusen u. a. (Hg.), *Damit ihr Hoffnung habt. Das Buch zum Ökumenischen Kirchentag 2010*, Freiburg, Basel, Wien 2019; vgl. besonders 114.

schluss der Gespräche zwischen Vertretern der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche (VELKD) und der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland (AMG) 1989 – 1992<sup>2</sup>, mit dem Dialogergebnis zwischen der „Europäischen Baptistischen Föderation (EBF) und der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) zu Lehre und Praxis der Taufe 2002 – 2004“<sup>3</sup> sowie dem „Konvergenzdokument der Bayerischen Lutherisch-Baptistischen Arbeitsgruppe (BALUBAG) ‚Voneinander lernen - miteinander glauben‘“ vom 20. 4. 2009. Vorschläge und Handreichungen für ökumenische Taufgedächtnis- und Osternachtfeiern konkretisieren die Gemeinsamkeit in der Taufe.<sup>4</sup>

Es wurde in den langjährigen Prozessen ökumenischen Forschens, Lebens und Lehrens aber auch die enge Beziehung von Taufe und Abendmahl sowie von gemeinsamer Taufe und „eucharistischer Gastfreundschaft“ nicht zuletzt unter seelsorgerlichem Gesichtspunkt erkannt.<sup>5</sup>

3. „Damit ihr Hoffnung habt“ (1. Petr 1, 3) – Die Sprache ökumenischer Metaphernwelt erweist sich als Grammatik der Hoffnung; ihre sprachlichen Bilder und Metaphern erhellen und erstellen Wirklichkeit, indem sie Türen öffnen, Barrieren beseitigen und Grenzen überschreiten; sie ermöglichen Schritte „auf weitem Raum“ (Ps 31, 9): die Wegmetapher bringt zum Ausdruck die Wirklichkeit vom Aufbruch gegen Stillstand, die Schiffmetapher von der frischen Brise gegen Flaute, die Jahreszeitmetapher von ökumenischen Frühling gegen winterliche Eiszeit, die Herdmetapher von der Glut unter der Asche. In der ökumenischen Sprachgemeinschaft wird geredet von Optionen und Visionen, von Brüdern und Schwestern der Schwesterkirchen, von vorausgehendem Gehorsam und avantgardistischer Konvivenz.; es werden ökumenische Konvergenz- oder Konsensergebnisse zukunftsfruchtig auf Halde gelegt, Zukunftsmodelle auf der Festplatte gespeichert, ökumenische Wintersaat ausgestreut; es wird bekannt der neuschaffende Geist Gottes als Lebenselixier der beiden Lungenflügel des Leibes Christi oder als Kraftfeld des ökumenischen Raumes und es wird gepriesen der Haushalt des dreieinen Gottes im ökumenischen Haus der lebendigen Steine.

Bildreich und vielstimmig ist die Sprache der ökumenischen Metaphernwelt, die mit Hoffnung besetzt Zukunft eröffnet.

4. „Damit ihr Hoffnung habt“ (1. Petr 1, 3) – auch für „eucharistische Gastfreundschaft“ Als Erfolgsgeschichte des heiligen Geistes wird die ökumenische Bewegung des 20. Jahrhunderts treffend beschrieben. Auch gibt es in unserer sich religiös pluralisierenden

---

<sup>2</sup> Texte aus der VELKD 53/1993; vgl. auch: Gemeinsam berufen, Frieden stiften, in: Taufgedächtnis und Glaubenserneuerung, hrsg. Ökumenische Centrale der ACK in Deutschland 2005. Texte aus der Ökumenischen Centrale Nr. 8, 52ff.

<sup>3</sup> Leuenberg Texte 9.

<sup>4</sup> Vgl u. a. Anm. 2 und: Gemeinsam Ostern feiern. Eine ökumenische Handreichung, hrsg. im Auftrag der ACK Athanasios Basdekis, Christina Kayales, Johann Georg Schütz, Klaus Peter Voß, Frankfurt/M 2004.

<sup>5</sup> Vgl. Edmund Schlink, Gottes Handeln durch die Taufe als ökumenische Problem, in: KuD 24, 1978, 164 - 180, bes. 178; Silvia Hell, Lothar Lies (Hg.), Taufe und Eucharistiegemeinschaft, Innsbruck 2002.

den und zugleich säkularisierenden Gesellschaft keine Alternative zur Ökumene.

Entscheidende theologische und pastorale Argumente für die bedachte und gelebte Ökumene sind erbracht; theologisch verantwortete Konvergenzen, Konsense und ‚differenzierte Konsense‘ haben bi- und multilaterale Dialogprozesse festgestellt; pastoral-theologische Handreichungen für ökumenische Andachten, Gottesdienste, Feste und Aktionen, Beschreibungen von ökumenischen Pilotprojekten werden vorgeschlagen.

Zugleich fällt das kurze ökumenische Gedächtnis selbst bei ökumenisch Engagierten auf. Das gilt auch für das Thema „eucharistische Gastfreundschaft“.

„Eucharistische Gastfreundschaft“ meint offene Kommunion und Zulassung zu Abendmahl und Eucharistie einer Kirche. Sie ist zu unterscheiden von der Interkommunion als offizielle gegenseitige Einladung zweier Kirchen zur Abendmahls- und Eucharistiefeier sowie von der Konzellebration, wo aufgrund voller Abendmahlsgemeinschaft Geistliche verschiedener Kirchen gemeinsam die Abendmahlsfeier gestalten, und der Interzellebration, wo Kirchen wechselseitig den Amtsträgern erlauben, ihren eucharistischen Gottesdienst zu leiten.

Bei der „eucharistischen Gastfreundschaft“ handelt es sich also um eine differenzierte Form der Abendmahlsgemeinschaft in einem gestuften Gesamtzusammenhang; nicht unterschiedslos gilt sie besonders konfessionsverbundenen Ehen und Familien, ökumenisch verbindlich lebenden Gruppierungen wie ökumenischen Arbeits- und Aktionskreisen; bei Trauungen, Tauffeiern, Firm- und Konfirmationsgottesdiensten sind die getauften Christen anderer Kirchen zugelassen.

Viel ist in den zurückliegenden Jahren zur „eucharistischen Gastfreundschaft“ bedacht und geschrieben, viele pastorale Vorschläge gemacht worden. Auf die verschiedenen Studien zu exegetischen, dogmengeschichtlichen und systematisch-theologischen Aspekten zum konvergierenden Abendmahlsverständnis und zur „eucharistischen Gastfreundschaft“ von einzelnen Wissenschaftlern<sup>6</sup>, von kirchlichen Kommissionen<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Vgl. u. a. Vilmos Vajta, Interkommunion - mit Rom?, Göttingen 1969; Edmund Schlink, Das Problem der Abendmahlsgemeinschaft zwischen der evangelisch-lutherischen und der römisch-katholischen Kirche, in: W. Pannenberg, J. Höfer, K. Lehmann, E. Schlink, Evangelisch-katholische Abendmahlsgemeinschaft? Veröffentlichungen des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen, hrsg. Gerhard Krems, Reinhard Mumm, Regensburg - Göttingen 1971, 143 - 197, bes. 182; Karl Lehmann, Einheit der Kirche und Gemeinschaft im Herrenmahl. Zur neueren ökumenischen Diskussion um Eucharistie- und Kirchengemeinschaft, in: Th. Söding (Hg.), Eucharistie. (Themen der Katholischen Akademie in Bayern), Regensburg 2002, 141 - 177; Johannes Rehm, Eintritt frei! Plädoyer für das ökumenische Abendmahl, Düsseldorf 2002; Johannes Brosseder, Hans-Georg Link (Hg.), Eucharistische Gastfreundschaft, Neukirchen-Vluyn 2003; Dorothea Sattler, Friederike Nüssel, Menschenstimmen zu Abendmahl und Eucharistie. Erinnerungen - Anfragen - Erwartungen, Frankfurt/M 2004.

<sup>7</sup> Ökumenisches Pfingsttreffen Augsburg 1971. Dokumente, hrsg. Präsidium des DEK und ZdK, Stuttgart, Berlin, Paderborn 1971, bes. 241 (20), 243 (27); Das Herrenmahl, Bericht der Gemeinsamen Römisch-katholischen / Evangelisch-lutherischen Kommission, 1978, in: H. Meyer u. a. (Hgg.), Dokumente wachsender Übereinstimmung 1931-1982, Paderborn, Frankfurt/M 1983, 271-295.

und kirchenamtlichen Institutionen<sup>8</sup> soll an dieser Stelle nicht noch einmal eingegangen werden.

5. Einzig – aus der letzten Zeit – seien erinnert die gemeinsamen „Thesen zur eucharistischen Gastfreundschaft“ (2002) des ökumenischen Instituts des Lutherischen Weltbundes in Straßburg, des ökumenischen Instituts der katholischen Fakultät in Tübingen und des konfessionskundlichen Instituts in Bensheim<sup>9</sup>. Ich persönlich war daran beteiligt. Die Institute plädieren „für eine offene eucharistische Gastfreundschaft als Regelfall ökumenischer Praxis, weil ... es keine hinreichenden theologischen Gründe mehr gibt, diesen ersten Schritt für ein gemeinsames eucharistisches Leben von Christen da zu verweigern, wo das gemeinsame Leben zur Selbstverständlichkeit geworden ist.“ (16f) In sieben Thesen wird dieses Plädoyer begründet: auf die Kurzthese folgt jeweils deren Erläuterung, dann ihre Einordnung in den Stand der theologischen Diskussion, um dann „Perspektiven“ für den weiteren ökumenischen Diskurs und die pastorale Praxis zu nennen; abschließend zu den so explizierten Thesen werden „Konsequenzen“ aufgezeigt (73f) mit dem Appell: „Ökumenisches Gebot der Stunde ist eine gemeinsame Umkehr und Besinnung, die es Menschen möglich macht, die Eucharistie als Zeichen der Gemeinschaft und Quelle des persönlichen Lebens zu erfahren.“ (74)

Die Argumente der inzwischen in mehrere Sprachen übersetzten Studie „Abendmahlsgemeinschaft ist möglich“ seien im folgenden entsprechend der sieben Thesen skizziert:

1. Im Heilshandeln des dreieinen Gottes, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt und von den Kirchen in den Gottesdiensten mit den altkirchlichen Bekenntnissen bekannt wird, ist „das, was uns verbindet, viel stärker als das, was uns trennt.“ Darum ist nicht die Zulassung, sondern die Verweigerung von Gemeinschaft beim Abendmahl begründungsbedürftig.
2. Angesichts einerseits der gelebten ökumenischen Gemeinsamkeit vor Ort (konfessionsverbindende Ehen, ökumenische Gesprächs- und Arbeitsgruppen, gemeinsame missionarische und diakonische Verantwortung und soziales und politisches Engagement), andererseits der gemeinsamen religiösen, weltanschaulichen und gesellschaftlichen Herausforderungen verdunkelt die Uneinigkeit und die fehlende Gemeinschaft im Abendmahl die Glaubwürdigkeit der Kirchen in und vor der Welt.
3. Römisch-katholischerseits wird auf dem Hintergrund, dass „die Sorge um die Gnade ... in manchen Fällen“ die Teilnahme an den Mitteln der Gnade empfiehlt, in zahlrei-

---

<sup>8</sup> Baseler Erklärung von 1954, in: Anm. 9, 23; Pastoraltheologische Handreichung zur Frage einer Teilnahme evangelisch-lutherischer und römisch-katholischer Christen an Eucharistie- bzw. Abendmahlsfeiern der anderen Konfession, Hannover 1975; Unitatis redintegratio 8; CIC (1983) can. 844; Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus vom 25. 3. 1993, in: VApS 110; Enzyklika: *Ecclesia De Eucharistia* vom 17. 4.2003, in: VApS 159; weitere in: Anm. 9, 23ff.

<sup>9</sup> Centre d'Études Oecuméniques (Straßburg), Institut für Ökumenische Forschung (Tübingen), Konfessionskundliches Institut (Bensheim), *Abendmahl ist möglich. Thesen zur eucharistischen Gastfreundschaft*, Frankfurt/M 2003.

chen Ausnahmefällen schon heute Abendmahlsgemeinschaft gestattet<sup>10</sup>. Die Studie trägt die verschiedenen Beispiele aus der weiten Welt zusammen, wo vielen Menschen die Abendmahlsgemeinschaft ein geistliches Bedürfnis ist. (S. 22 - 35)

4. Die Taufe ist das Tor zur Gemeinschaft des Leibes Christi, der im Abendmahl je neu konstituiert wird. Auch wenn Abendmahlsgemeinschaft und Kirchengemeinschaft in einer engen Beziehung stehen, was nicht außer Acht gelassen werden darf, besteht doch ein Selbstwiderspruch darin, dass nicht alle, die durch die Taufe zum Leib Christi gehören, auch am Abendmahl, durch welches die Teilnehmenden der eine Leib Christi werden, teilnehmen dürfen. Wenn es außerhalb einer konfessionell geprägten Kirche Mahlfeiern gibt, in denen Christus sich selbst leibhaftig schenkt, dann darf man sagen, dass auch durch die Mahlfeiern in anderen Kirchen der eine Leib Christi erhalten und ernährt wird.

Entsprechend zum gemeinsam erklärten „differenzierten Konsens“ in „Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre“ (31. 10. 1999) kann – bei Unterschieden im Verständnis des Amtes und der Eucharistie als Opfer – ein „differenzierter Konsens“ im Verständnis von Abendmahl und Amt bestehen.

5. Jesus Christus lädt als Geber und Gabe zum Abendmahl ein. In seinem Namen und Auftrag spricht die Kirche die Einladung aus. Die Teilnahme an der Kommunionsgemeinschaft ist nicht beliebig oder folgenlos, sondern erfordert Glauben und die Bereitschaft, sich auch gemeinsam mit der versammelten Gemeinde zu Jesus Christus zu bekennen und ihr entsprechend zu leben.

Nicht bei den Gläubigen liegt die Verantwortung für die Kirchenspaltung, sondern bei den Kirchen. Die Kirchen sollen „als Voraussetzung für die Abendmahlsgemeinschaft mit Christen anderer Konfessionen nicht mehr an Glaubensverständnis und gelebter Kirchengemeinschaft verlangen als von ihren eigenen Mitgliedern“ (43) und die Gewissensentscheidung des einzelnen respektieren.

6. Indem die Kirche und ihre Einheit im Handeln des dreieinen Gottes durch Wort und Sakrament gründet, bewirkt dieses Handeln das Einssein der Christen mit Christus und untereinander zu allen Zeiten und an allen Orten. Entsprechend zum Handeln des dreieinen Gottes in der Taufe bewirkt sein Handeln im Abendmahl nicht nur die ortskirchliche Gemeinschaft, sondern auch die Gemeinschaft mit der universalen Kirche. Und so wie die universale Kirche weiter reicht als die Grenzen einer lokalen Kirche, so reicht auch die Gemeinschaft, die durch Gottes Handeln im Abendmahl bewirkt wird, weiter als die Grenzen der Gemeinschaft, die sich in einer lokalen Kirche oder in einer Gemeinschaft von lokalen Kirchen bildet.

7. Die Kirche des dreieinen Gottes lebt als Gemeinschaft in gegebenen kirchlichen Grundvollzügen, die zugleich die Kriterien von Kirchengemeinschaft bilden; es sind folgende: a) Gemeinsamkeit im Glaubenszeugnis (Martyria), b) im Gottesdienst (Leitur-

---

<sup>10</sup> Unitatis redintegratio 8.

gia), c) im sozialen Dienst (Diakonia) als Dimensionen d) der Gemeinschaft des Leibes Christi (Koinonia).

„Von diesen grundlegenden Vollzügen sind die jeweiligen konfessionellen Ausgestaltungen zu unterscheiden, in denen legitime Vielfalt möglich ist.“ (52)

a) Die Gemeinsamkeit im Glauben lässt bei der Selbstausslegungskraft des Wortes Gottes vielförmige Auslegungen des Glaubens möglich und wirklich sein.

b) Im Licht des hohen Maßes an Gemeinsamkeit im Abendmahlsverständnis („Gegenwärtig wird der erhöhte Herr im Abendmahl in seinem dahingegebenen Leib und Blut mit Gottheit und Menschheit durch das Verheißungswort in den Mahlgaben von Brot und Wein in der Kraft des Heiligen Geistes zum Empfang durch die Gemeinde“ (57))<sup>11</sup> schließen noch bestehende Unterschiede – wie das Opferverständnis – „eucharistische Gastfreundschaft nicht mehr aus.“ (53)

c) Auch im Amtsverständnis besteht eine Gemeinsamkeit, die angesichts heute erreichter Annäherung im Grundsätzlichen<sup>12</sup> trotz weiterbestehender Unterschiede die „eucharistische Gastfreundschaft“ ermöglicht (60).

d) Die Gemeinsamkeit im Dienst an der Welt gründet in der Wechselseitigkeit von Diakonie, Gemeinschaft und Abendmahl. „Jesu Christi personale Gegenwart als Geber und Gabe des Abendmahls schließt einerseits die Aufgabe und den Auftrag zum diakonischen Zeugnis in ökumenischer Gemeinschaft ein. Andererseits vertieft der gemeinsame diakonische Dienst, inspiriert durch das Evangelium, die geistliche Gemeinschaft mit Christus und untereinander.“ (71f)

8. Als „Konsequenzen“ und Handlungsschritte dieser argumentativ entfalteten „Thesen zur eucharistischen Gastfreundschaft“ stellen die Institute fest:

a) Die Gewährung eucharistischer Gastfreundschaft findet eine ausreichende theologische Basis in den bereits vorliegenden Ergebnissen der ökumenischen Dialogkommissionen. Wir rufen die Kirchen auf, die Ergebnisse endlich zu rezipieren und in die Praxis umzusetzen.

b) Eucharistische Gastfreundschaft ist möglich, ohne dass zuvor eine vollständige Übereinstimmung im Eucharistie- sowie Amts- und Kirchenverständnis erreicht sein muss.

c) Die ökumenischen Dialoge zum Abendmahl sind eine Herausforderung, Theologie und Spiritualität des Abendmahls in den verschiedenen Kirchen auf Jesus Christus hin zu vertiefen und darin eine größere Gemeinsamkeit zu entdecken und zu praktizieren. Das hat Konsequenzen für die Gestaltung des Abendmahls (Texte, Lieder, Symbole) wie

---

<sup>11</sup> Karl Lehmann, Wolfhart Pannenberg (Hgg.), Lehrverurteilungen - kirchentrennend? Bd. I, Göttingen 1986, 122.

<sup>12</sup> Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter. Ein Memorandum der Arbeitsgemeinschaft Ökumenischer Universitätsinstitute, München 1973, 13-25, bes. 25 (23); Gemeinsame römisch-katholische / evangelisch-lutherische Kommission, Das geistliche Amt in der Kirche, Paderborn, Frankfurt/M 1981, 50ff.

für den praktischen Umgang mit der Eucharistie (Aufbewahrung der Mahlgaben, Laienkelch).

Schließlich sprechen sich die Institute angesichts der ökumenischen Ungleichzeitigkeit in Gemeinden für „differenzierte Lösungen“ „eucharistischer Gastfreundschaft“ aus:

- Es gibt Situationen, in denen das Nichtteilnehmen am Abendmahl der anderen Konfession ein größerer geistlicher Affront wäre als die Teilnahme.
- Es sollte zur Regel werden: Wo Christinnen und Christen als einzelne oder als Gemeinden tatsächlich ökumenische Gemeinschaft leben, dürfen die kirchlichen Amtsträger die Gastfreundschaft beim Abendmahl nicht verweigern.
- Gemeindeleitern, Pfarrern, Priestern, welche unter diesen Voraussetzungen Angehörige anderer Konfessionen zur Mahlgemeinschaft einladen, soll die erforderliche pastorale Entscheidungskompetenz zugestanden werden.
- In pastoraler Hinsicht treten wir dafür ein, dass unter den Bedingungen gelebter ökumenischer Gemeinschaft die Kirchen die öffentliche Einladung – und nicht nur Zulassung oder Duldung – an den Tisch des Herrn aussprechen. Die begrenzte Zulassung, wie sie in einigen Diözesen bereits praktiziert wird, ist ein erster Schritt zur eucharistischen Gastfreundschaft.

9. Die theologischen und seelsorgerlichen Argumente und die pastoralen Vorschläge für Handlungsschritte zur „eucharistischen Gastfreundschaft“ sind da. Sie liegen bereit auf Halde. Sie sollten abgeholt werden. Sie sollten zum Glühen gebracht werden im Blick auf den II. Ökumenischen Kirchentag in München. Sie sollten diskutiert, bedacht und ins Leben der Christen und Gemeinden unserer Kirchen gezogen werden. Das darf nicht als bloße demonstrative Abendmahls-gemeinschaft passieren, sondern soll aus seelsorgerlichen Gründen wegen des „geistlichen Bedürfnisses“ der Gemeindeglieder und aus theologischen Gründen wegen der geistlichen Gemeinschaft der Kirchen geschehen. „Damit ihr Hoffnung habt!“ (1. Petr 1, 3) – auch für „eucharistisch Gastfreundschaft“ und „die Welt glaubt“ (Joh 17, 21).



# Interkulturalität und gerechte Teilhabe

## Menschen aus der GUS in der evangelischen Kirche

Edgar L. Born

### Vorbemerkungen

a) Es geht zurzeit um die Frage, ob Aussiedlerarbeit oder Aussiedlerseelsorge in der evangelischen Kirche überhaupt noch gebraucht wird. Diejenigen, die für eine baldige Beendigung dieser Arbeit plädieren, verweisen darauf, dass die Zuwanderung von deutschstämmigen Menschen aus Polen, Rumänien und den Nachfolgestaaten der ehemaligen UdSSR zahlenmäßig deutlich zurückgegangen ist. Kamen Anfang der 90er Jahre bis zu 400.000 Menschen pro Jahr als Aussiedlerinnen und Aussiedler nach Deutschland, so waren es nach der Begrenzung durch die Neufassung des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes<sup>1</sup> (BVFG) zum 1.1.1993 nur noch ca. 200.000 und wenige Jahre später nur noch 100.000 Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler. Inzwischen sind die Zahlen auf deutlich unter 5.000 Menschen pro Jahr gefallen<sup>2</sup>. In der Folge wurden alle Erstaufnahmen des Bundes bis auf das traditionsreiche Grenzdurchgangslager Friedland<sup>3</sup> geschlossen. Inzwischen sind auch alle Landesaufnahmestellen<sup>4</sup> zugemacht worden. Übergangswohnheime und Notwohnungen sind fast alle verschwunden. Die Landeskirchen haben auf diese Entwicklung reagiert. Die einen haben ihre Aussiedlerbeauftragten zusätzlich mit den Aufgaben der Ausländerarbeit betraut, andere haben das Arbeitsfeld ganz aus einer hauptamtlichen Betreuung entlassen oder planen es für dieses Jahr – wie die hannoversche Landeskirche. Nur wenige Landeskirchen unterhalten noch eine eigenständige, hauptamtlich besetzte Aussiedlerarbeit bzw. Aussiedlerseelsorge<sup>5</sup>.

Es gibt auch deutliche Stimmen gegen einen schnellen Abbau der Aussiedlerarbeit. Geleitet von der Erkenntnis, dass es im Sinne einer „nachholenden Integrationsarbeit“<sup>6</sup>

<sup>1</sup> Das BVFG wurde zum 1.1.1993 neu gefasst im „Kriegsfolgenbereinigungsgesetz“. Rechtsgrundlage ist die pauschale Unterstellung eines anhaltenden „Kriegsfolgenschicksals“, dass den ausgewiesenen Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern die Einreise unter bestimmten Bestimmungen erlaubt. Für Polen und Rumänien wurde das schon nicht mehr angenommen, sodass aus diesen Ländern nur noch wenige, aus der ehemaligen UdSSR umso mehr Menschen kamen.

<sup>2</sup> Die starken Zahlenrückgänge sind Folgen der verschärften gesetzlichen Rahmenbedingungen in der BRD.

<sup>3</sup> Zum 31.12.1999 wurde mit der Bundeserstaufnahme in Hamm das größte und letzte Aufnahmelager – außer Friedland – aufgegeben.

<sup>4</sup> Als letzte Landesaufnahmestelle wurde die von Nordrhein-Westfalen in Unna-Massen zum 30.6.2009 aufgegeben. Immerhin hat NRW fast 22 % der Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler jährlich aufgenommen. Die Zuweisungen für NRW werden jetzt direkt von Friedland vorgenommen.

<sup>5</sup> In der Kirche Mitteldeutschlands gibt es noch eine zeitlich befristete Projektstelle. In anderen Landeskirchen gibt es nebenamtliche Beauftragte. In Westfalen sind noch zwei hauptamtliche tätig.

<sup>6</sup> Das Stichwort „nachholende Integrationsarbeit“ stammt aus der Diskussion nach der Einführung des Zuwanderungsgesetzes. Es geht von der Erkenntnis aus, dass Menschen zwar zugewandert sind, sich

vor allem um die gehen müsse, die schon länger hier sind. Sie hätten sich bisher nicht wirklich integriert, sondern sich in Parallelwelten eingerichtet. Um ihnen eine vollständige und langfristige Integration zu ermöglichen, sei es auch weiterhin nötig, an einer – sicherlich den Erfordernissen angepassten – Aussiedlerarbeit festzuhalten. Immerhin: von Seiten der Politik gibt es dafür Unterstützung. Mit der erneuten Berufung von Dr. Christoph Bergner als Aussiedlerbeauftragten der Bundesregierung hat die CDU-CSU/FDP Regierung ein deutliches Zeichen gesetzt.

b) Die Sprachregelungen sind im Blick auf Spätaussiedler verwirrend: sie gelten nicht als Ausländer, obwohl sie aus dem Ausland kommen; sie sind nicht Russen, sondern Deutsche, obwohl sie aus Russland bzw. der GUS kommen; sie werden nicht Migranten genannt, obwohl sie eine lange Wanderung hinter sich haben. Es ergibt sich eine sprachliche Lücke, die zur Denklücke werden kann. Ein Landesbischof beschrieb in seinem Bericht vor der Synode die Ergebnisse der Pisa-Studie, nach denen Kinder mit Migrationshintergrund deutliche Nachteile in der schulischen Bildung haben als einheimische Kinder. Im Folgenden beschrieb er aber nur die Situation der türkischen Kinder, nicht aber der Aussiedlerkinder. Die Aussiedlerkinder waren schlicht auf der Strecke geblieben.

Nachfolgend soll versucht werden, die gegenwärtige Diskussion aufzunehmen und weiterzuführen. Dabei fließen zahlreiche persönliche Erfahrungen des Verfassers aus fast 30jährigem Umgang mit Ausgesiedelten und 15 Jahren Tätigkeit als Aussiedlerbeauftragter der Evangelischen Kirche von Westfalen ein. Ein Anspruch auf eine umfassende, objektive Bewertung wird nicht erhoben.

### **I Miteinander etwas anfangen- persönliche Erfahrungen mit der Integration**

Ankommen in einem anderen Land, dessen Sprache man kaum kennt, dessen Menschen und ihre Lebensgewohnheiten einem fremd sind, dessen Geschichte, Traditionen und Geheimnisse einem nicht vertraut sind. Und dann trifft man jemand, der einen freundlich anspricht, willkommen heißt und behutsam an die Hand nimmt, um einen ins Neue einzuführen. Eine Wunschvorstellung? Mir ist das passiert und es hat für mein Verständnis von Integration den Grund gelegt.

Und das kam so: Für ein paar Monate sollte ich in der deutschen Gemeinde in Zelino-grad / Kasachstan als Pastor arbeiten. Was wusste ich von diesem Land, das immerhin fast achtmal so groß ist wie das vereinte Deutschland? Eigentlich herzlich wenig. Nur das, was ausgesiedelte Bekannte mir erzählt hatten und was in einem Schnellkurs Kirchenobere in eineinhalb Tagen mir zu vermitteln versuchten. Ein grober Überblick über das Land, ein Abriss der Geschichte der Deutschen in der Fremde, ein paar subjektive Einschätzungen, Momentaufnahmen, Ausschnitte aus Lebensgeschichten. Dazu: eigene Eindrücke von einem viertägigen Kurzbesuch. Mehr nicht. Und auch nicht weniger.

---

aber bisher nicht ausreichend „integriert“ hätten. Besonders wurden im Bereich Sprache und Beteiligung am Gemeinwesen Defizite festgestellt.

Immerhin: eine Russlanddeutsche hatte mir das kyrillische Alphabet beigebracht. Damit ich wenigstens die Schilder lesen konnte ...

Aschermittwoch 1993 machte ich mich – zum ersten Mal ohne Dolmetscher – mit einer Handvoll russischer Worte auf den Weg. Von Frankfurt über Moskau in die kasachische Steppe.

Am Flughafen nahm mich Andreas D. in Empfang. Er brachte mich zu seiner Familie, zu der seine Frau, drei Söhne, drei Schwiegertöchter und sechs Enkel gehörten. Er erschloss mir nach und nach das Land, in das er als Kind verschleppt worden war.

War ich mit ihm in der Stadt unterwegs, war alles einfach. Was ich nicht verstand, konnte er mir erklären. Begab ich mich allein auf den Weg, war ich unsicher. Wenn mich jemand auf Russisch ansprach, war ich schnell mit meinem Latein (Russisch) am Ende. Am Anfang sprach ich wenig. Wollte mich nicht als deutsches ‚Greenhorn‘ zu erkennen geben – als ‚Garnichtswisser‘. Langsam kam ich zurecht, konnte meinen Alltag organisieren, fand das richtige Geschäft, nahm den richtigen Bus. Jeder kleine Erfolg munterte mich auf. Und wenn ich Auskunft brauchte, war da ja noch Andreas und seine Familie. Sie gaben geduldig Antwort auf meine vielen Fragen.

Mit ihnen als Tandem waren das Leben nicht nur erträglich, sondern meine Fortschritte spürbar. Selbstsicherheit kam zurück.

Monate später siedelte Andreas mit den Seinen aus. Ich war inzwischen zurück in Deutschland und wir nahmen sie in unserer Familie auf. Drei Monate wohnten sechs Familienmitglieder bei uns im Pfarrhaus, der Rest bei Freunden.

Und wieder die Tandemerfahrung. Integration als geben und nehmen, voneinander lernen, miteinander den Alltag angehen und bewältigen.

Da, wo Menschen nicht nebeneinander, sondern miteinander leben, sich wertschätzend gegenseitig wahrnehmen und miteinander anpacken, wird es Lösungen geben und Integration gelingen.

Integration ist nicht wirklich schwer, wenn wir es uns selbst und einander nicht schwer machen mit vorgefassten Meinungen und vorgestanzten Klischees.

Integration heißt sich beteiligen, gemeinsam leben und miteinander etwas anfangen. Nicht mehr und nicht weniger.

### **II Der Umgang mit einem nicht erwarteten Geschenk.**

Eigentlich ist es nicht zu begreifen: mitten in einem gewaltigen, beispiellosen und nicht aufzuhaltenden Schrumpfungsprozess, den die evangelische Kirche (und nicht nur sie) durchläuft, sind genau dieser Kirche im Laufe der letzten 20 Jahre tausende neue Gemeindeglieder zugewachsen<sup>7</sup>. Menschen deutscher Abstammung aus der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS), aus Rumänien und Polen sowie dem Baltikum.

---

<sup>7</sup> Für die Evangelische Kirche von Westfalen waren es etwa 280.000 Menschen, das entspricht 10% unserer Mitglieder.

Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler, die sich etwa zur Hälfte in den Bundeserstaufnahmeanrichtungen als evangelisch-lutherisch registrieren ließen und damit direkt in unsere Gemeindegliederkarteen einwanderten. Wir haben sie nicht angeworben. Wir haben sie nicht eingeladen. Wir haben darüber keine Presbyteriumsbeschlüsse gefasst. Sie sind einfach dazugekommen.

Wer erwartet hätte, dass dieses unerwartete Geschenk auch entsprechend umfangreich sich in kirchlichem Handeln abbildet ließe, sieht sich enttäuscht. Meist war es nur Gleichgültigkeit, bisweilen sogar Ablehnung, die den neuen Gemeindegliedern in den Gemeinden entgegen kam<sup>8</sup>.

Das meiste, was diese Menschen betrifft, liegt unter dem Wahrnehmungsradar kirchlicher leitender Gremien. Das zeigt sich in den sehr überschaubaren Ressourcen, die man für die Beheimatung dieser Menschen bereitgestellt hat(te) – sowohl personell als auch finanziell.

Auch auf der Ebene der Kirchengemeinden ist nicht zu entdecken, dass man sich besondere Mühe gegeben hat, auf diese Menschen zuzugehen. Nur wenige Gemeinden haben aus der Aufgabe der Beheimatung der evangelischen Spätaussiedler einen Arbeitsschwerpunkt gemacht mit ausgewiesenen Stellenanteilen von Hauptamtlichen, der speziellen Ausbildung und Unterstützung von Ehrenamtlichen, von Beheimatungsprogrammen oder eigenen Haushaltsstellen.

Ein Kollege brachte es resignierend auf den Punkt: „In den meisten Kirchengemeinden sind die Amtshandlungen die einzige Form der Aussiedlerseelsorge“. Und leicht spottend fügt er hinzu: „Die evangelischen Spätaussiedler sind bestens in die Volkskirche integriert, denn sie verhalten sich wie die meisten anderen Gemeindeglieder: sie nehmen so gut wie nicht am Gemeindeleben teil. Soll man von ihnen etwa etwas verlangen, was man den ‚normalen‘ Gemeindegliedern nicht zumuten mag?“

Für die, die in der Aussiedlerseelsorge arbeiten, steht hingegen fest: diese Menschen sind ein großes Geschenk für unsere Kirche – und gleich in mehrerer Hinsicht.

Kirchenpräsident i.R. Helge Klassohn, der Beauftragte des Rates der EKD für die Fragen der Vertriebenen und Spätaussiedler, vertrat vor der CDU-Bundestagsfraktion 2009 die These: **Die Zuwanderung der Spätaussiedler ist für die Evangelische Kirche ein enormer Gewinn.**

Und er führte dazu aus:

1. Der zahlenmäßige Gewinn: Etwa die Hälfte der Spätausgesiedelten<sup>9</sup> haben sich in den Bundeserstaufnahmeanrichtungen zur Evangelischen Kirche bekannt und sind damit Mitglieder der jeweiligen Landeskirche geworden.

---

<sup>8</sup> Für einen Presbyterabend am 9.2.2010 im Kirchenkreis Lüdenscheid-Plettenberg wählte der Vorbereitungskreis das Thema: „Das übersehene Geschenk. Zahlreich, kompetent aber am Rande. Aussiedler in unseren Gemeinden“.

<sup>9</sup> Seit vielen Jahren sind die Zahlen im Blick auf die Religionszugehörigkeit stabil: ca. 50 % geben an, evangelisch zu sein, 20 % katholisch, 20 % russisch-orthodox (meist angeheiratete Familienangehörige).

Das entspricht im Blick auf die Landeskirchen in den alten Bundesländern etwa 10% unserer Mitglieder, in den neuen Bundesländern etwa 5%.

2. Der Gewinn durch Mitarbeit: Wir gehen davon aus, dass etwa 30% der Küster und Hausmeister, 15 % unserer Kirchenmusiker, ein enormer Anteil an Personal in den Krankenhäusern und Alteneinrichtungen und Kindertagesstätten sowie in anderen kirchlichen Arbeitsfeldern Aussiedler sind. Überdies arbeiten Aussiedler auch ehrenamtlich in allen Bereichen mit.

3. Der „geistliche“ Gewinn: Zum einen sind Menschen mit einer geprägten und unter viel Leiden bewährten Frömmigkeit zu uns gekommen, die sich vielfach in eigenen Gruppen in unserer Kirche organisieren. Zum anderen sind es Menschen, die nach 70 Jahren Atheismus uns fragen, was das bedeutet, dass sie evangelisch sind und uns herausfordern, sie im Glauben zu unterweisen und mit ihnen über den Glauben ins Gespräch zu kommen.

Den Satz des Paulus aus Galater 3 ‚Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus‘ verstehen wir in der Aussiedlerseelsorge als starken Impuls zu partnerschaftlichem, gleichberechtigtem und wertschätzendem Umgang mit den neuen Gemeindegliedern. Es geht darum, ihnen Raum zu geben, ihre vielfältigen Begabungen gewinnbringend für alle einzubringen.“<sup>10</sup>

### III Integration – ein nicht unproblematischer Begriff

Zweifellos: Das Thema Integration hat Hochkonjunktur. Aber was meinen Menschen, wenn sie von Integration sprechen? Integration, was das ist? Wer will das wissen? Wer fragt das?

Zu der Frage, wie über Integration gedacht und gesprochen wird, lassen sich drei Tendenzen erkennen:

a) Integration als Anpassen.

Die Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler sollen sich möglichst schnell und geräuschlos bei uns einfädeln. Sie müssen uns nur kopieren und dann ist alles gut. Sie haben das zu vergessen, was sie bisher waren und was sie bisher geprägt hat. Hier – bei uns – herrscht so etwas wie eine ‚Leitkultur‘ und die Dazugekommenen geben ihre bisherige Geschichte und Prägung wie einen Mantel an der Garderobe ab und werden ‚wie wir‘ und übernehmen einfach unsere Leitkultur wie neue Kleider. Deutlich ist in diesem Zusammenhang eine eher negative, bisweilen ablehnende Haltung gegenüber der mitgebrachten Kultur der Spätausgesiedelten. Sie gilt als überholt und defizitär. Meist spie-

---

ge), 10 % sind entweder freikirchlich oder machen keine Angaben. Nach 70 Jahren Atheismus ein erstaunliches Ergebnis.

<sup>10</sup> **Statement** vom Beauftragten des Rates für die Fragen der Vertriebenen und Spätaussiedler, Kirchenpräsident i.R. Helge Klassohn **zur Aussiedlerseelsorge der EKD und zu aktuellen Fragen der Aussiedlerintegration** aus kirchlicher Sicht.

len im Hintergrund noch nicht aufgearbeitete Einstellungen aus den Zeiten des Kalten Krieges eine Rolle.

b) Integration als geduldetes Nebeneinander.

Das Modell „Haus“ wäre da schon weiterführend: Gesellschaft und Kirche als Haus mit verschiedenen Räumen, in denen sich Menschen verschiedener Prägung und Herkunft treffen und ihr Leben führen. Die Türen und Fenster dürfen gegeneinander offen sein. Das muss nicht bedeuten, dass man hier grundsätzlich tolerant gegenüber den Zugewanderten wäre, dies kann auch schlichte Gleichgültigkeit spiegeln.

c) Integration als aktives miteinander unterwegs sein.

Zukunftsweisend ist natürlich das sehr seltene Modell: „gemeinsamer Weg“: Einheimische und Zuwanderer machen sich gemeinsam auf den Weg, um Kirche und Gesellschaft neu zu gestalten, an der Hiesige wie Zugewanderte gerecht Anteil nehmen. Diese Grundeinstellung bleibt solange eine soziale Utopie, wie sie nicht durch konsequente integrative Maßnahmen gestützt wird.

Natürlich sind zu den drei Tendenzen und zum Thema Integration insgesamt kritische Fragen zu stellen.

Die erste und wichtigste Frage lautet: Wer definiert für wen, wann er integriert ist? Bisher sind manche davon ausgegangen, dass dies durchaus unsere Aufgabe als Hiesige ist, den Zugewanderten zu sagen, wann sie integriert sind und dafür die Standards festzulegen. In der Diskussion zwischen ortsansässigen und dazugekommenen Dorfbewohnern in Ostwestfalen war es z.B. die Frage, ob die Kinder der – in diesem Falle mennonitischen – Spätausgesiedelten in den örtlichen Vereinen mitmachen oder man bereit ist, an den dörflichen Festen teilzunehmen. Denn, so wurde argumentiert, „ein Dorf im Dorf“ wolle man nicht. Abgesehen von der Tatsache, dass fast alle Mennoniten in der Tat aus einem Dorf im Altai stammten, also ein eigenes Dorf „mitgebracht“ hatten, war klar: „wann ihr integriert seid, bestimmen wir“.

### IV Wann ist man integriert?

Die Soziologin Irene Tröster ist in ihrer qualitativen Untersuchung „Wann ist man integriert?“<sup>11</sup> den umgekehrten Weg gegangen und hat Russlanddeutsche befragt, wann sie sich für integriert halten. Ein nicht unbedeutender Perspektivwechsel! Tröster fand heraus, dass es einen gravierenden Unterschied im Integrationsverständnis von Russlanddeutschen und Einheimischen gibt.

Während Russlanddeutschen wichtig ist, hier „zurechtzukommen“ (Selbständigkeit wiederzuerlangen), oder mit den Hiesigen „mitzuhalten“ (so gut zu leben wie die Einheimischen) oder gar den Hiesigen zu „gleichem“ (wenn man sich nicht mehr von den Einheimischen unterscheidet), ist Hiesigen im Blick wichtiger, dass Russlanddeutsche

---

<sup>11</sup> Irene Tröster: Wann ist man integriert? Eine empirische Studie zum Integrationsverständnis Russlanddeutscher. Frankfurt/M. 2003.

Kontakt zu Einheimischen haben, unauffällig leben und vollständig aufgehen in der deutschen Gesellschaft.

Während Russlanddeutsche nicht verstehen, warum die Einheimischen sie trotz ihres Integrationserfolges nicht als integriert bezeichnen, wirft die Öffentlichkeit den Russlanddeutschen zu geringes Integrationsbemühen oder gar fehlende Integrationsbereitschaft vor.

Irene Tröster meint dazu: „Entschärfen lässt sich dieses Spannungsfeld durch die Beseitigung beidseitiger Informationsdefizite, insbesondere durch die Klärung des Schlüsselbegriffs der Integration. Denn erst wenn die Einheimischen die Integrationsauffassung Russlanddeutscher kennen und Russlanddeutsche wissen, welche Integrationsleistungen die Gesellschaft von ihnen erwartet, wird gegenseitiges Verständnis möglich. Den Medien kommt in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zu.“

### **V Grundsätzliches zum Thema „Integration“**

Aus den Erfahrungen der Aussiedlerarbeit haben sich folgende Grundsätze zur Integration ergeben:

a) **Integration durch Beteiligung:** Integration kann nicht einfach für andere organisiert werden, sondern vollzieht sich (wenn sie erfolgreich sein will) durch Formen echter Beteiligung. D.h. Ziele und Wege (Methoden) der Integration können nicht einseitig von der aufnehmenden Gesellschaft festgelegt werden, sondern werden Schritt um Schritt mit den Betroffenen erarbeitet und verabredet. Integration tut sich nicht von allein, sondern braucht *fördernde Rahmenbedingungen*. Wichtig ist, Menschen mit ihrer Integration nicht allein zu lassen. Es braucht auf allen Ebenen **Integrationspartnerschaften** zwischen Einheimischen und Zugewanderten.

b) **Integration durch Begegnung:** Integration setzt angstfreie Begegnungsstrukturen zwischen einheimischer und zugewandelter Bevölkerung voraus. „Begegnung auf Augenhöhe“ ist nötig, damit man voneinander profitieren kann. Hilfreich ist, da anzusetzen, wo Menschen etwas zusammen tun: Schule, Ausbildung, Beruf, Gemeinde, Vereine, Stadtteil. Und: Integration geschieht im Kleinen vor Ort!

c) **Integration ist prozesshaft zu denken als dialogisches Geschehen:** beide Seiten verändern sich und entwickeln sich weiter und erleben so Zuwanderung als Bereicherung. Hilfreich ist, die gegenseitigen Fremdwahrnehmungen erstzunehmen und darüber ins Gespräch zu kommen. Sich mit den (fremden) Augen der anderen sehen lernen. Integration lebt von der wechselseitigen Bereitschaft: die aufnehmende Gesellschaft muss aufnehmen wollen; die Zuwanderer müssen aufgenommen werden wollen. Dialogische Integration setzt auf die Stärken der Zugewanderten, legt sie nicht auf die Schwächen fest. Integration muss mehr sein, als Reparaturangebote für unfertige und fehlerhafte Menschen (z.B. Umgang mit mitgebrachten Ausbildungen).

d) **Das Integrationsklima muss stimmen:**

Verunsicherung der Spätaussiedler hängt sehr stark mit den Zweifeln zusammen, die

wir als Hiesige ihnen entgegenhalten: Gehört ihr hierher? Seid ihr wirklich (noch) Deutsche?

Es braucht klare Signale der aufnehmenden Gesellschaft und der sie vertretenden Politik: Wir wollen Zuwanderung und Zuwanderer. Ihr seid keine Belastung. Wir wollen euch.

Die Presse (Medien) muss in eine Klimaverbesserung eingebunden werden.

Es geht um die klare Botschaft: *Vor Integration braucht niemand Angst zu haben*: die Hiesigen nicht (da kommen keine Kriminellen); die Zugewanderten nicht (Du sollst kein Verlierer sein).

e) **Integration darf die zugewanderten Menschen nicht ihre Identität kosten.**

Integration unter Beibehaltung (Ausländer) oder Neugewinnung (Aussiedler) von Identität. Bei Russland-Deutschen ist die Identitätskrise unmittelbar mit dem Integrationsprozess verbunden. „Drüben ein Fritz, hier ein Iwan.“ Identitätskrise kommt oft erst nach Jahren voll zum Ausbruch: Aufgabe nachholender Aussiedlerseelsorge: „Ich darf zur Andersartigkeit meines Deutscheins stehen“. Und: Es muss möglich sein, sich hier neu als *Russland-Deutsche* zu definieren.

f) **Integration braucht Zeit.** Unter den Zugewanderten gibt es sehr unterschiedliche Geschwindigkeiten von Integration. Überdies dauert die Integration insgesamt mehr als eine Generation<sup>12</sup>.

### VI Integration war gestern, heute geht es um Interkulturalität

Während einer Ausstellungseröffnung im März 2009 in Erlenbach überraschte Stefan Lutz-Simon, Leiter der Jugendbildungsstätte Unterfranken in Würzburg, die Zuhörer mit dem Satz „Integration war gestern, interkulturelle Öffnung ist heute angesagt!“<sup>13</sup>

Heute geht es in der Einwanderungsgesellschaft darum, das **Miteinander der Kulturen vernünftig zu gestalten**. Ganz im Sinne dessen, was der Vorsitzende des Diakonischen Werkes in Westfalen schon vor Jahren formulierte: „*Nicht die Assimilation von Zuwanderern ist vorzuschreiben, sondern die Pluralität der Kulturen ist vernünftig zu gestalten. Die Stärkung von Identitäten, Chancengleichheit und die Förderung der Partizipation sollten handlungsleitend sein.*“<sup>14</sup>

Vielleicht ist es an der Zeit, einen Integrationsansatz, der ganz auf Anpassung der Zugewanderten abhebt, endgültig zu überwinden und festzustellen, dass solcherart Integration als politisches Modell ein Auslaufmodell ist, weil es der Realität verschiedener Lebenswelten in der modernen pluralen Gesellschaft nicht mehr gerecht wird. Aber

---

<sup>12</sup> Vgl. die Ergebnisse der Studie von Rainer K. Silbereisen, Ernst-Dieter Lantermann, Eva Schmitt-Rodermund (Hrsg.): *Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten*, Opladen 1999

<sup>13</sup> Main-Echo vom 25.3.2009

<sup>14</sup> Günther Barenhoff: *Migrationssozialarbeit ist eine Querschnittsaufgabe*, In: *Texte zur Aussiedlerarbeit*, hg. vom Aussiedlerbeauftragten der EkvW, A 13, 2000



genau um dieses gleichberechtigte, versöhnliche, konstruktive Miteinander der Kulturen geht es heute.

a) Damit verbunden ist zunächst die Einsicht, dass die Gesellschaft im Zuwanderungsland Deutschland nicht monokulturell geprägt ist, sondern dass es schon jetzt eine *Vielzahl von Kulturen* gibt, die nebeneinander existieren. Hier können die Einsichten der Milieuforschung hilfreich sein und das, was in der Migrations- und Integrationsforschung erarbeitet worden ist. So schreibt der Migrationsforscher Dr. Klaus Bade:

„Parallelkulturen als fließende Übergangserscheinung gab und gibt es in vielen Prozessen der Einwanderung. Soziale und kulturelle Parallelitäten sind darüber hinaus prägend für Entwicklungslinien und Beschreibungsformen der modernen Gesellschaft insgesamt. Sie ist weit vielgestaltiger und damit auch unübersichtlicher geworden, aber deshalb nicht – etwa im Sinne von zivilisationskritischen bzw. kulturpessimistischen, politischer Romantik verpflichteten Perspektiven – als schieres Zufallsprodukt zu verstehen.“<sup>15</sup>

b) Die zweite Einsicht betrifft die *interkulturelle Differenz*, d.h. die Wahrnehmung, dass es im kulturellen Grundverständnis der Parallelkulturen gravierende Unterschiede bestehen<sup>16</sup>. Natürlich besteht die Versuchung, aus der kulturellen Differenz hierarchische Denkmodelle abzuleiten, wie sie sich im Integrationsmodell „Anpassung“ finden.

Wie aber ist Interkulturalität als Aufgabe so zu beschreiben, dass es nicht zu einer Hierarchie der Kulturen führt, sondern zu einem gerechten Miteinander?

### VII Interkulturalität als Aufgabe der Aussiedlerarbeit

#### a) interkulturelle Hermeneutik

Dr. Christian Eyselein hat 2005 seine praktisch-theologische Habilitationsschrift über Aussiedlerarbeit vorgelegt. Dabei hatte er zunächst sehr weitreichende Ziele mit seinem Forschungsprojekt:

„Das anfängliche, aus der eigenen Gemeindeerfahrung des Verfassers mit Rußlanddeutschen erwachsene Anliegen dieser Arbeit, dem aktuellen Praxisbedarf grundlegende Handlungsorientierung beizusteuern, hat sich im Lauf der Jahre geändert: Das Bemühen um möglichst direkt umsetzbare konzeptionelle Überlegungen zur Gemeindepaxis mit Rußlanddeutschen erwies sich immer mehr als der zweite Schritt vor dem ersten. Zunehmend hat sich im Sinne einer interkulturellen Hermeneutik das Desiderat einer grundlegenden Verstehensbemüfung in den Vordergrund geschoben. So ist es die Intention des Verfassers, einen Beitrag zu einer ‚Verstehenslehre‘ zu leisten im Blick auf die Gruppe rußlanddeutscher Spätaussiedler, besonders als evangelische Ge-

<sup>15</sup> Klaus Bade: Integration und Politik - aus der Geschichte lernen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament) 40-41/2006

<sup>16</sup> Vgl. Daria Boli-Palievskya. Russlanddeutsche denken anders. Texte zur Aussiedlerarbeit A 18, 2008

meinglieder, auf dem Hintergrund ihrer Geschichte, ihrer Herkunft und ihrer gegenwärtigen Lebensbedingungen in den Herkunftsgebieten wie im Aufnahmeland.“<sup>17</sup>

Interkulturelle Hermeneutik bemüht sich zunächst vor allem darum: die zugewanderten Menschen zu verstehen. Das entspricht auch ganz dem Bedürfnis der Spätausgesiedelten Menschen, die immer wieder beklagen, dass man über sie so wenig weiß. In der Tat ist die Geschichte der Russlanddeutschen weder in russischen noch in deutschen Geschichtsbüchern zu finden. Ihre Geschichten aber müssen erzählt werden, um zu einem besseren Verständnis miteinander zu kommen. Auf der Gemeindeebene gibt es da und dort Erzählwerkstätten, in denen Russlanddeutsche aus ihrem Leben berichten können. Inzwischen sind zahlreiche autobiographische Bücher<sup>18</sup> – oft im Selbstverlag – erschienen, die von der Absicht geleitet werden, den Hiesigen, aber auch den eigenen Nachfahren die unbekannte Geschichte zu erschließen.

Interkulturelle Hermeneutik muss aber auch ein zweites Ziel haben: die Zugewanderten vertraut zu machen mit der Geschichte, Gesellschaft und Kirche, in die sie sozusagen hier einsteigen. Hier versucht die Evangelische Kirche in Deutschland seit 30 Jahren erfolgreich, mit einwöchigen Rüstzeiten ein „Einsteiger-Angebot“ zu machen, eine Mischung aus politischer Bildung und evangelischer Erwachsenenbildung.

Insgesamt geht es bei der interkulturellen Hermeneutik um mehr als um Informationsvermittlung, es geht vielmehr darum, eine interkulturelle Haltung zu erarbeiten, die es möglich macht, einander mit Respekt und Wertschätzung zu begegnen. Theo Sundermeier schreibt: „Das Ziel interkultureller Hermeneutik ist gelingendes Zusammenleben, bei dem jeder er selbst bleiben kann, niemand vereinnahmt wird und dennoch ein Austausch stattfindet, der die Würde des anderen respektiert und stärkt.“<sup>19</sup>

### **b) interkulturelle Kompetenz**

Interkulturelle Kompetenz beschreibt die Fähigkeit, interkulturelle Differenzen auszuhalten, zu verstehen und im Miteinander von Menschen fruchtbar werden zu lassen. Im Blick auf die zukünftige kirchlich-diakonischen Arbeit wird es unabdingbar sein, schon in der Ausbildung kirchlich-diakonischen Personals Interkulturalität zum Thema zu machen. Auf alle Fälle aber muss es in die Fort- und Weiterbildung einfließen.

### **c) interkulturelle Kommunikation und Begegnung**

Um die Lebenswelten von Hiesigen und Zugewanderten zu verbinden, ist eine interkulturelle Kommunikation vonnöten, die die kulturellen Äußerungen zu entschlüsseln hilft, und Sprachebenen zu finden, die gegenseitiges Verstehen ermöglicht. Eine gemeinsame Sprache ist dabei genauso wichtig wie „Anlässe zur Begegnung“ zu schaffen.

---

<sup>17</sup> Christian Eyselein. Russlanddeutsche Aussiedler verstehen. Praktisch-theologische Zugänge. Leipzig 2006, S. 16

<sup>18</sup> Z.B. Die Geschichte meiner Familie über mehrere Generationen. Ein russlanddeutsches Schicksal. Geschrieben und bebildert von Johanna Jenn. Mai 2007

<sup>19</sup> Theo Sundermeier. Den Fremden verstehen – Eine praktische Hermeneutik, Göttingen 1996

Die von der westfälischen Aussiedlerarbeit entwickelte Aktivierungsmethode „Das Russland-Deutsche Haus“ bietet in diesem Zusammenhang zahlreiche Möglichkeiten. In vier Schritten wird versucht, Menschen unterschiedlichster Herkunft und Prägung miteinander in Kontakt zu bringen. Zunächst bildet sich ein aus Einheimischen und Spätaussiedlern zusammengesetzter „Trägerkreis“, der eine Begegnungswoche miteinander plant. Schon diese Vorbereitung erweist sich als interkulturelles Lernfeld. Man lernt sich im Trägerkreis nicht nur besser kennen, sondern entdeckt die vielfältigen Begabungen beim andern. In der eigentlichen Begegnungswoche werden einerseits die Ausstellung „Das Russland-Deutsche Haus“ auch die begleitende Veranstaltungen zur Begegnung genutzt. Die Ausstellung ist äußerlich einem Lehmhaus in der Steppe nachempfunden. Im Haus werden in vier Räumen russlanddeutsches Leben und Erleben sichtbar gemacht. Während der Öffnungszeiten ist das Haus von ehrenamtlichen Russlanddeutschen „bewohnt“, d.h. Gruppen und Einzelpersonen werden durch das Haus begleitet und kommen miteinander ins Gespräch. Die Russlanddeutschen erleben sich während dieser Zeit als „Experten in eigener Sache“, was ihr Selbstwertgefühl enorm steigert. In den begleitenden Veranstaltungen, zu denen z.B. Gottesdienst, Film- und Theaterabende, Begegnungsfeste und Sportwettkämpfe gehören können, wird die Begegnung vertieft. Im vierten Schritt geht es darum, in einer angemessenen Nacharbeit z.B. in einem „Freundeskreis Spätaussiedler“ das weitere Miteinander zu gestalten.

### **d) interkulturelle Öffnung**

Neben den Spezialdiensten für Zugewanderte, den Migrationserstberatungsstellen und den Jugendmigrationsdiensten, wird es darum gehen, Aussiedlerarbeit als echte Querschnittsarbeit weiterzuentwickeln. Da in allen Handlungsfeldern der Kirche und ihrer Diakonie Menschen mit Migrationshintergrund anzutreffen sind, ist sicherzustellen, dass man ihnen auch überall gerecht wird. Die Aussiedlerarbeit wird an den Schnittstellen zu anderen Arbeitsfeldern ihre Kompetenz einbringen können – auch außerhalb der Kirche. In der Suchtberatung, der polizeilichen Arbeit, der Arbeit in Gefängnissen, im Bildungssektor, in der Jugendarbeit und im Gesundheitswesen sowie der Verwaltung sind mit interkulturellen Workshops schon gute Erfahrungen gemacht worden.

Besonders zu unterstützen sind zugewanderte Mitarbeitende. Dabei wird auch die Kirche sich ihrer Rolle als Arbeitsgeber besonders bewusst werden müssen. Sie kann vorbildlich zeigen, wie gerechte Teilhabe der Spätaussiedler aussehen kann.

### **e) interkulturelle Kulturarbeit**

Kirche in ökumenischer Offenheit ist ein Ort, an dem Multikulturalität im Sinne des toleranten Nebeneinanders und Interkulturalität im Sinne des sich befruchtenden Miteinanders unterschiedlicher Kulturen praktiziert, gelernt und geübt werden kann. Kulturelle Vielfalt trägt maßgeblich zur Qualität und Vitalität kirchlichen Lebens bei. Sie leistet einen bedeutsamen Beitrag zur Öffnung der Bevölkerung für die Kulturen der benachbarten europäischen Länder und der übrigen Welt sowie der zugewanderten Menschen. In der interkulturellen Kulturarbeit werden vor allem zugewanderte Künst-

lerinnen und Künstler gefördert und ihnen Darstellungsmöglichkeiten und „Herberge“ angeboten. Sie werden aber auch zum Austausch mit hiesigen Künstlern angeregt.

### f) interkulturelle Seelsorge

Helmut Weiß, Vorsitzender der „Gesellschaft für interkulturelle Seelsorge und Beratung e.V.“ beschrieb die Aufgaben und Arbeitsweisen interkultureller Seelsorge so: „Interkulturelle Seelsorge fordert uns heraus, sich selbst im Seelsorgeprozess und in Begegnungen mit Fremden wahrzunehmen, um dadurch anderen zum Gegenüber zu werden. Interkulturelle Seelsorge nimmt das Gegenüber wahr als Person, die zu beteiligen ist an dem Diskurs der Bedeutungssysteme. Erst durch diese Beteiligung an kultureller Wertschöpfung bekommen Menschen Wert. Interkulturelle Seelsorge ist Beziehungsarbeit zwischen Menschen, in die wir die Gottesbeziehung mit hinein nehmen. Da Gott gesellig und beziehungsreich ist, wird er zur Dynamik und Energie menschlicher Beziehungen. Interkulturelle Seelsorge achtet auf Machtverhältnisse zwischen Menschen. Interkulturelle Seelsorge nimmt wahr, welche Würde sich Menschen zusprechen und einfordern und setzt sich damit auseinander. Interkulturelle Seelsorge achtet auf Beschämungen. Interkulturelle Seelsorge ist konkrete Begegnung mit konkreten Menschen, die anders und fremd sind. Sie bleibt in Beziehung, auch da, wo es in den Begegnungen und Beziehungen Differenzen und Unterschiede oder sogar Konflikte gibt. Kulturelle Differenzen und Unterschiede bieten bei allen Schwierigkeiten die Chance für Neuschöpfungen. Interkulturelle Seelsorge möchte mithelfen, dass solche Neuschöpfungen möglich werden.“<sup>20</sup>

### VIII Migrationsarbeit und Aussiedlerarbeit

Angesichts knapper werdender kirchlicher Finanzen ist die Frage aufgeworfen, ob nicht auch in der kirchlichen Arbeit die beiden Bereiche zusammengelegt werden können – in der diakonischen Arbeit ist dies längst auf Druck der öffentlichen Geldgeber vollzogen worden.

Mit dieser Frage hat sich sowohl die Konferenz für Aussiedlerseelsorge in der EKD (KASS) als auch die Konferenz der Beauftragten für Migration, Integration und Flucht und Asyl (KMIFA) beschäftigt und dazu ein Eckpunktepapier<sup>21</sup> erstellt.

Darin wird deutlich zum Ausdruck gebracht:

„Aussiedlerseelsorge ist Arbeit an und mit zugewanderten Mitgliedern der Kirche, nachholende kirchliche Integration, Trauerarbeit und Begleitung im Beheimatungsprozess. Hierbei sind theologisch-missionarische wie ökumenische Arbeitsformen der Integrationsarbeit selbstverständliche und oft auch erwartete Elemente bei der unmittelbaren Integrationsarbeit der Kirchengemeinden. Um gelingende Integration in unseren Kirchengemeinden sicherzustellen, ist zunehmend eine gezielte Arbeit mit der 2.

---

<sup>20</sup> Vortrag bei der Jahrestagung der Konferenz für Aussiedlerseelsorge in der EKD am 14.11.2006 in Bad Herrenalb. Als Manuskript.

<sup>21</sup> Eckpunktepapier vom 28.2.2007.

und 3. Generation der Spätaussiedler notwendig. Sie wird zukünftig den Schwerpunkt der Arbeit bilden.“ Und:

„Die bisherige deutliche Trennung der Arbeitsfelder (und deren Verankerung in verschiedenen Abteilungen des Kirchenamtes) ist für die schlüssige inhaltliche und strukturelle Weiterentwicklung der Arbeitsbereiche auch künftig eine notwendige Voraussetzung.“<sup>22</sup>

### **IX Zukunft der Aussiedlerarbeit**

Wir gehen von der Erkenntnis aus, dass Integration im Sinne von Beheimatung mindestens eine Generation dauert. Aussiedlerarbeit ist also nicht dann zu beenden, wenn niemand mehr kommt, sondern richtet sich mit Angeboten nachholender Integrationsarbeit eben vor allem an die, die schon da sind. Im Blick auf die Spätausgesiedelten als Kirchenmitglieder muss gesagt werden, dass wir sie vielfach erst noch als sich beteiligende Gemeindeglieder zu gewinnen haben. Das gilt dann auch und besonders für die 2. und 3. Generation.

Der ehemalige Botschafter Israels, Primor, wurde einmal auf die starke Zuwanderung russischer Juden nach Israel angesprochen und gefragt, ob wir Deutsche etwas davon lernen können im Blick auf die Spätaussiedlerzuwanderung. Primor antwortete:

„Das ist natürlich zahlenmäßig schwer mit Deutschland zu vergleichen, denn wir haben immerhin ein Drittel unserer Bevölkerung in den letzten fünfzehn Jahren aus Rußland bekommen. Und das war die beste Einwanderung, die uns jemals passiert ist. Das Entscheidende ist: Sie müssen den Einwanderern sagen, dass sie willkommen, dass sie gewollt sind! Sehen Sie die Zuwanderer nicht als Last, sondern sehen Sie die ungeheuren Chancen, wenn Sie allein an die mitgebrachten Kompetenzen und Begabungen denken. Gehen Sie nicht von den Defiziten aus, sondern von ihren Stärken. Und sagen Sie der Gesellschaft, dass sie und wie sie von dieser Einwanderung profitiert.“

---

<sup>22</sup> Eckpunktepapier: Fazit.

## Aller Anfang ist schwer - Niemöllers Reise 1952 nach Moskau und die Folgen

Zum 50-jährigen Bestehen des offiziellen Dialoges zwischen der EKD und der ROK<sup>1</sup>

Frank Lotichius



Martin Niemöller 1952 in Moskau neben Patriarch Alexej I. ;neben ihm die Tochter Niemöllers, Hertha Niemöller (Quelle: Der SPIEGEL, 16. 1. 1952, S. 13)

In der Wochenzeitung „DER SPIEGEL“ vom 16. Jan. 1952 heißt es in einer kurzen Notiz seitens der Redaktion des SPIEGEL:

*„Die Reise des Kirchenpräsidenten Martin Niemöller ist bei offiziellen Stellen der Bundesrepublik vorbehaltlos abgelehnt worden. Der Spiegel glaubt, daß es für ein Urteil über Niemöllers Moskau-Reise wichtig gewesen wäre, den Reisebericht des hessischen*

---

<sup>1</sup> Überarbeitung eines Gemeindevortrags, der am 20. November 2009 in Lübeck gehalten wurde. Vgl. hierzu vor allem den sehr informativen und lesenswerten Band „Hinhören und Hinsehen. Beziehungen zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland“, hg. vom Kirchenamt der EKD in Hannover und dem Kirchlichen Außenamt des Moskauer Patriarchats, Leipzig 2003; hier vor allem die Beiträge von Hans Joachim Held, Kirchen im Gespräch (134 ff.) und Aleksej Osipow, Steter Tropfen höhlt den Stein – Chancen und Schwierigkeiten des orthodox-lutherischen Dialogs (145 ff.).

Nicht alle Zitate konnten in diesem für die Oecumenica aufbereiteten Aufsatz als solche gekennzeichnet werden.

*Kirchenpräsidenten selbst abzuwarten. Der Spiegel bat Niemöller deshalb, seine Eindrücke niederzulegen. Der Spiegel stellt diesen Bericht zur Diskussion.“<sup>2</sup>*

Was war geschehen? Martin Niemöller hatte etwas getan, was damals politisch höchst umstritten war und wütende Proteste auslöste, bis in den Bundestag hinein: Er war am 2. Januar 1952 nach Moskau gereist und damit der Einladung des damaligen Patriarchen Alexej I. gefolgt. Er – typisch Niemöller – scherte sich nicht um die damalige politische Stimmungslage und folgte dem Ruf seines Herzens, ja er folgte dem Ruf des Apostels Paulus: „Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“ (2. Kor. 5, 19).

Vor welchem Hintergrund fand diese Reise statt? Zunächst ein Blick auf die damalige Wahrnehmung der ostkirchlichen Lage seitens der Evangelischen Kirche. Hans Lilje, damals Landesbischof der Hannoverschen Landeskirche und später Mitglied im Zentralausschuss des 1948 gegründeten Weltkirchenrates, errichtete im Herbst 1947 in der Evangelischen Akademie Hermannsburg eine Forschungsstelle mit einem „Referat für Ostkirchenfragen“.

1948 übernimmt Dr. Hildegard Schaefer<sup>3</sup> die Leitung des Referates orthodoxe Kirchen im Kirchlichen Außenamt der EKD. (Das Referat nahm sie bis 1970 wahr). Sie hat in den folgenden Jahren ganz entscheidend die Kontakte zur Russisch-orthodoxen Kirche und anderen Ostkirchen geprägt. Im Frühjahr 1949 fand eine erste „Ostkirchentagung“ mit einer Bestandsaufnahme der deutschen Osteuropa-Forschung statt. 1950 erfolgte dann ein erstes wissenschaftliches Gespräch zwischen orthodoxen und evangelischen Professoren in Deutschland. Hildegard Schaefer hatte im Dezember 1949 erste Kontakte Richtung Moskau eingefädelt. Und von russischer Seite war der Wunsch geäußert worden, Martin Niemöller zu besuchen. Als Leiter der gegen Hitler gerichteten Bekennenden Kirche galt er unter den Alliierten Mächten als politisch integer.

Das politische Deutschland steht damals mitten in der Auseinandersetzung über die „Wiederbewaffnung“. Hans Joachim Iwand<sup>4</sup>, in der Zeit der Bekennenden Kirche Kolle-

---

2 Der SPIEGEL, 16.01.1952, S. 13

3 Hildegard Schaefer, 1902 -1984; „Sch. ist eine der großen Frauen der Ökumene, die sich schützend vor Juden stellte und die Frömmigkeit der Orthodoxen Kirche erschloß.“ ([www.kirchenlexikon.de](http://www.kirchenlexikon.de)). „Hildegard Schaefer gehörte der Jesus-Christus-Kirchengemeinde, der Gemeinde Martin Niemöllers, an. Seit 1934 schloss sie sich der Bekennenden Kirche an. In der Gemeinde arbeitete sie aktiv mit bei der Betreuung von Juden, die in das Lubliner Ghetto verschleppt worden waren. Auf Grund einer Denunziation wurde sie im Frühjahr 1944 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück gebracht.“ ([www.ekd.de](http://www.ekd.de)). Sie lehrte von 1965 bis 1978 als Honorarprofessorin für die Geschichte der Ostkirchen an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt/Main. Mit dem Ehrentitel „Gerechte unter den Völkern“ ist sie 2003 von der Israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem ausgezeichnet worden.

4 Hans Joachim Iwand, 1899-1960, 1934 Neutestamentler am Herder-Institut in Riga, 1935-1937 Leiter des illegalen Predigerseminars der Bekennenden Kirche in Bloestau Ostpreußen und in Jordan (Neumark). 1936 wurde ihm ein „Reichsreideverbot“ auferlegt. Nach der Schließung des Predigerseminars im Osten öffnete er es Januar 1938 in Dortmund wieder und wurde deshalb vier Monate inhaf-

ge von Dietrich Bonhoeffer als Leiter des Predigerseminars in Bloestau in Ostpreußen und nach dem Krieg höchst engagiert in der Frage der Versöhnung mit dem Völkern im Osten, schreibt zur „Frage des Aufrüstungsproblems – von Deutschland her gesehen“: *„Ob es klug ist, die Menschen in Europa zu zwingen, sich entweder für den Frieden und damit für den Kommunismus oder das christliche Abendland und damit für den Krieg zu entscheiden [!], lasse ich dahingestellt. Ich meine, das Abendland sei nicht so schwach, wie es sich heute im Stadium der Angst gibt. Der Osten ist viel kränker. Er wartet darauf, daß wir ihm helfen, nicht daß wir ihn ausstoßen. ... Eine Wiederbewaffnung Deutschlands ist das Gegenteil seiner geistigen Wiedergeburt.“*<sup>5</sup>

Iwand formuliert diese Auffassung mitten in der bereits gewachsenen Spannung zwischen Ost und West. Mit der 1947 formulierten „Truman-Doktrin“ boten die USA jedem Staat Hilfe an, der unter sowjetischen Einfluss zu geraten drohte – der Beginn des Kalten Krieges. Der Marshallplan wurde faktisch ein Instrument des Anti-Kommunismus. Die Sowjetunion antwortete 1947 mit der Gründung des Kominform, um das eigene kommunistische Lager zu stärken. 1949 wurde die NATO als westliches Verteidigungsbündnis errichtet, im selben Jahr gründete die Sowjetunion den Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RWG) (1955 folgte der Warschauer Pakt, 1957 die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft [EWG]). Im Mai 1951 wird in der Ostberliner Stalin-Allee das erste in Deutschland errichtete Stalin-Denkmal enthüllt. Im September 1951 einigt sich die Konferenz der drei westlichen Außenminister in Washington auf eine Beteiligung der Bundesrepublik an der „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ und die Ablösung des Besatzungsstatus.

Ministerpräsident Grotewohl und die Volkskammer der DDR fordern den Bundestag erneut auf, in gesamtdeutsche Beratungen über die Durchführung „gesamtdeutscher freier Wahlen für eine Nationalversammlung“ einzuwilligen. Die Bundesregierung gibt am 27. September eine Erklärung zur Wiederherstellung der deutschen Einheit.

Über die Christen in der Sowjetunion wusste man damals nicht viel. Man hatte von der Unterdrückung der Christen u.a. durch die Emigranten gehört und man war offenbar der Auffassung, dass die Christen in der Sowjetunion, wenn sie denn überhaupt noch existierten, ihren Glauben nicht oder nur kaum praktizieren konnten. Was soll man in Moskau mit „Christen“ reden, wenn sie eh nur Marionetten eines atheistischen Diktators sind?

Doch Niemöller lässt sich nicht beirren. In seinem am 16. Jan. 1952 im SPIEGEL er-

---

tiert. Er übernahm dann das Pfarramt in Dortmund; dort blieb er bis zum Kriegsende. Danach Professor für Systematische Theologie in Göttingen, ab 1952 in Bonn. Begraben wurde er in Beienrode, wo er das „Haus der helfenden Hände“ gegründet hatte, das zuerst die Not der Flüchtlinge aus dem ehemaligen deutschen Osten linderte, danach für die Verständigung zwischen Deutschen und den Völkern Osteuropas arbeitete. (Quelle: wikipedia) Großer Lutherkenner, immer noch sehr lesenswert: *Glaubensgerechtigkeit nach Luthers Lehre*, in: Theologische Existenz heute, Heft 75, 1941

5 Hans Joachim Iwand, Frieden mit dem Osten, hg. von Gerard C. den Hertog, München 1988, 60f. (Zitat aus einem Vortrag, den Iwand auf einer Tagung im Januar 1951 in Bentveld, Holland, hielt.)



schienen Bericht schreibt er selbst<sup>6</sup>:

*Die offizielle Einladung zu meiner Reise nach Moskau erging zwar von Patriarch Alexej und Erzbischof Boris aus Potsdam, in Wirklichkeit habe ich mich aber selber eingeladen, und zwar schon vor zweieinhalb Jahren. Damals traf ich bei einer Tagung des Rates der EKD in Dresden drei russische Offiziere, die sich mit mir angeregt unterhielten. Am nächsten Tage lud mich einer dieser Offiziere zum Essen ein und stellte an mich die Frage warum kommen Sie nie nach Moskau? Ich antwortete: schicken Sie mir morgen eine Einladung nach Moskau, ... und ich werde übermorgen in Moskau sein.*

*Das eigentliche Anliegen bei der Reise war ein kirchlich christliches und kein sogenanntes politisches, wobei aber jeder Mensch, der mich kennt, weiß, daß ich nicht Kirche und Politik als zwei getrennte Räume betrachte und betrachten kann, weil es ja in der Kirche und in dem, was man jetzt Politik nennt, um Gottes Menschenkinder geht. ... Ich bin leidenschaftlich Pastor und leidenschaftlicher Mann der Kirche. Wenn die Politik aber zum Räuber wird und den Menschen tot schlägt und ihn in der Wüste seinem Schicksal überläßt, muß ich mich um diesen Menschen kümmern.*

*Weil ich weiß, daß augenblicklich die Politik mit den Menschen Fangen bald spielt und Schindluder treibt, etwa so wie eine ungeheure Naturkatastrophe mit den Menschen verfährt, versuche ich, zur Stillung dieses Sturmes beizutragen.*

*Konrad Adenauer selbst ist nur ein Wölkchen in dieser Naturkatastrophe. ... Nun ist diese Einladung nach langem Hin und her zu Stande gekommen. ...“*

Als Dolmetscherin nahm Niemöller übrigens seine Tochter mit. Am 1. Januar konnte er noch Gespräche mit Bischof Dibelius in Berlin führen (er war seit 1949 bis 1961 Ratsvorsitzender der EKD) und flog dann am 2. Januar nach Moskau.

Er schreibt weiter:

*„Auf dem Flugplatz wurden wir von Repräsentanten der Russischen Kirche und einem Vertreter der Baptisten Gemeinde empfangen. Es war eine sehr feierliche und herzliche Begrüßung.“<sup>7</sup>*

Martin Niemöller erhält die Möglichkeit, deutsche Spezialisten bei Moskau aufzusuchen und schreibt – etwas sehr euphorisch:

*„Die Stunden, die meine Tochter und ich bei vollkommen ungestörter Aussprache im Kreise dieser Familien verbringen konnten, werden mir immer unvergeßlich bleiben.“<sup>8</sup>*

Er spricht die Problematik der immer noch zahlreichen Kriegsgefangenen an, die sich in der Sowjetunion befinden. (Die meisten von ihnen sollen erst 1956 freikommen). Über den Besuch der Gottesdienste berichtet Niemöller:

*„Am Nachmittag besichtigten wir die drei großen Kirchen, um uns ein Bild zu verschaffen. In Moskau wird in 60 Kirchen Gottesdienst gehalten und diese 60 Kirchen sind voll.*

---

6 DER SPIEGEL, 16. 01. 1952, S. 13

7 aaO., 13f.

8 aaO., 14

*Das religiöse Leben ist wieder im Aufleben begriffen.*<sup>9</sup>

Fast scheint es naiv, was Martin Niemöller hier schreibt. Doch hatte er durchaus einen klaren Blick für das, was hier auf dem Spiel stand: *„Meine eigentliche Frage bei der Reise war: Finde ich in Rußland eine Kirche, die unter bolschewistischem Druck und aufge-drängter Weltanschauung besteht, oder finde ich eine Kirche, die unter den umstürzen-den Neugeschehnissen in Rußland seit dreißig Jahren dennoch versucht, die Gemein-schaft der Gemeinde Christi zu praktizieren, unter solchen Umständen, von denen man doch gedacht hat, daß sie das Ende aller christlichen Existenzmöglichkeiten überhaupt darstellen müßten?“*<sup>10</sup> Und er konstatiert: *„Es geht der russischen orthodoxen Kirche um die christliche Gemeinde und nicht um bolschewistische Propaganda.“*<sup>11</sup>

Über den Besuch eines orthodoxen Gottesdienstes schreibt Niemöller (nachdem der Priester seine Segensworte über die Abendmahls Gaben vor der Gemeinde gesprochen hatte) ganz ergriffen:

*„Ich habe nirgendwann und nirgendwo von der Wirkung der Kirche, von der Kirche als Magd des Herrn, von der Kirche als Jüngerschaft Christi, die ihm durch die Tiefen und die Leiden des Todestales das Kreuz nachträgt, einen stärkeren Eindruck bekommen als in diesem Augenblick.“*<sup>12</sup>

Die Reaktionen nach seiner Rückkehr waren dennoch heftig. In Wiesbaden, dem Sitz seiner Kirchenkanzlei, wird er mit einem großen Plakat begrüßt *„zurück nach Moskau – Niemöller!“*

Im SPIEGEL ist wenige Tage nach dem Erscheinen seines Berichtes in zahlreichen Zu-schriften etwa folgendes zu lesen:

*„Als Geistlicher mußte Niemöller doch gemerkt haben, daß er sich in der Residenz des Stellvertreters des Satans auf Erden auf Besuch fand. Fühlte er nicht, daß an den Hän-den die er dort schüttelte, das Blut von Millionen unschuldiger Menschen, darunter von tausenden christlicher Geistlicher klebte?“*<sup>13</sup> Oder: *„Warum spricht Niemöller nicht da-von, daß es vor allem die Pflicht und Schuldigkeit der Potentaten in der Ostzone war, ist und bleiben wird, die Sowjets zuerst einmal zu der großen Geste zu veranlassen, alle Kriegsgefangenen, KZ-Häftlinge und Verschleppten freizugeben?“*<sup>14</sup>

Aber auch andere Stimmen sind zu lesen wie etwa:

*„Ein Glück, daß nicht alle Regierungsleute Niemöllers Reise so hysterisch und undemo-kratisch kommentiert haben, wie unser Bundeskanzler. Bundestagspräsident Dr. Ehlers schrieb. ‚Wir sollten uns die Bereitschaft, die Meinung anderer anzuhören und ernst zu nehmen, nicht rauben lassen. Ist wirklich jemand in Deutschland, der seines politischen*

---

9 ebd.

10 aaO., 15

11 ebd.

12 ebd.

13 Der SPIEGEL, 30.01.1952, 34

14 ebd.

*Weges so gewiß wäre, daß er nicht immer Rat und Mahnung anderer brauchte?’ das ist das Vernünftigste, was zu der Moskareise Niemöllers gesagt worden ist“<sup>15</sup> - so einer der wenigen freundlichen Kommentare.*

Nun, bei allem Aufruhr, die die Reise Niemöllers verursachte in Politik und Kirche, war es wohl einer der ersten Schritte eines Vertreters einer westlichen Kirche, zumindest der Evangelischen Kirche in Deutschland, auf die bedrängte Russisch Orthodoxe Kirche zu. In den darauf folgenden Gesprächen ist dies von russischer Seite immer im hohen Maße gelobt und gewürdigt worden. Niemöller hat als erster einer Kirche die Hand gereicht, die bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion nie frei war!

Und: Niemöllers Schritt zeigte Folgen. 1954 reiste eine erste sechsköpfige Delegation der EKD auf Einladung des Moskauer Patriarchen für drei Wochen in die UdSSR unter der Leitung des damaligen Präses der EKD Synode, Dr. Gustav Heinemann, dem späteren Bundespräsidenten.

Ein Jahr später kam der Gegenbesuch, auch Adenauer reiste dann nach Moskau, und es erfolgte in diesem Jahr (1955) die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der UdSSR und der Bundesrepublik. War es nicht die Kirche, die hier den Weg entscheidend mitbereitet hat?

1956 wurde der bereits begonnene erste Dialog zwischen Professoren beider Kirchen durch einen Besuch einer Delegation aus Russland in Deutschland fortgesetzt.

Und dann erfolgte 1959 in der Evangelischen Akademie in Arnoldshain der erste offizielle Dialog, die folgenden Begegnungen nannte man daher „Arnoldshainer Gespräche“.

Bis 1992 erfolgten 20 Begegnungen im Wechsel zwischen Deutschland und Russland, einschließlich der seit 1974 durch den Bund der evangelischen Kirchen der DDR mit der ROK geführten sogenannten „Sagorsker Gespräche“, die als besonders fruchtbar angesehen werden, da hier zwei Kirchen aus einem gleichen politischen Kontext, dem Sozialismus, einander begegnen konnten. So war hier die menschliche Nähe besonders zu spüren.

In den Dialogen ging es darum – so einer der von russischer Seite lange Jahre Beteiligten – *„den Glauben in der Begegnung persönlich kennenzulernen, denn die gegenseitigen Kenntnisse der Kirchen waren äußerst oberflächlich. Galt von Orthodoxen her die Häresie von Martin Luther immer noch als Gottlosigkeit, begleitet von einem grundsätzlichen Zweifel am christlichen Glauben, gab es auf protestantischer Seite die Vorstellung eines finsternen, ritualistischen Aberglaubens.“<sup>16</sup>*

In einer 1956 während der ersten Begegnungen – übrigens an H.J. Iwand – überreichten Liste von zu behandelnden Fragen schreibt der russische Professor Parisskij, lange Jahre dann an den Dialogen beteiligt: *„Am Schluß der Übersicht über die Unterschiede der orthodoxen Lehre von der protestantischen vergessen wir nicht, daß der Protestan-*

---

15 ebd.

16 Hinhören und Hinsehen (s. An. 1), 147

*tismus eine große christliche Gemeinschaft ist, die aus Millionen gläubiger Seelen besteht, welche Christus aufrichtig ergeben sind, die heilige Bibel über die ganze Erde verbreiten, sich um die ausgedehnteste Wohltätigkeit bemühen und viele Länder mit einem Netz ihrer Wohltätigkeits- und Unterrichtsanstalten überzogen haben. Den orthodoxen Russen ist eine feindliche Einstellung zu den Andersgläubigen fremd. Wir beten für die Vereinigung aller Gläubigen in Christus, für das Ende der Zwietracht unter ihnen und flehen in unseren heißen Gebeten um ein gemeinsames Wirken zur Bewahrung und Ausbreitung der christlichen Ideen im Leben der Menschen.“<sup>17</sup> Schade, dass eine solche Auffassung heutzutage nicht mehr so verbreitet ist. Dazu später noch aktuelle Anmerkungen.*

In den vielen Dialogen, in denen man sich mehr und mehr persönlich begegnete, das gottesdienstliche Leben teilte, und auf deutscher Seite vor allem auch das diakonische Leben zeigte, ist man sich deutlich näher gekommen.

Man ist sich näher gekommen im Verständnis der Bedeutung der Heiligen Schrift, aber auch der Bedeutung der Tradition, in der die Lehre Jesu Christi, die von den Aposteln übermittelt wurde, Gestalt gewonnen hat. Im Verständnis der Bedeutung der Konzilien der alten Kirche gab es auf protestantischer Seite Annäherungen an orthodoxe Standpunkte, während es auf der anderen Seite gelingen konnte, die für Nichtprotestanten stets suspekte Rechtfertigungslehre und der damit verbundenen Anfrage an die Bedeutung der guten Werke den Orthodoxen zu erläutern, so dass man im Konsens formulieren konnte, dass wir zwar mit unseren guten Werken vor Gott nichts verdienen können, aber sie doch unabdingbar sind als sichtbare Gestalt des Glaubens. Diese „guten Werke“ waren und sind für die Orthodoxen in der diakonischen Arbeit der EKD immer wieder beeindruckend sichtbar geworden und hat ihnen geholfen, die Rechtfertigungslehre vom Verdacht zu befreien, in ihr würden die guten Werke bedeutungslos.

Es gab manche Auseinandersetzungen über die so genannte apostolische Sukzession, vor allem natürlich über die Frauenordination. Hier konnte die kürzlich verstorbene Prof. Fairy v. Lilienfeld<sup>18</sup>, die lange Jahre an den Dialogen beteiligt war, bis zu Tränen sehr emotional werden.

Grundsätzliche inhaltliche Differenzen in der Kirchenlehre machten sich oft – wie dies ja auch für die Gespräche mit der Römischen Katholischen Kirche gilt – an der von Orthodoxer Seite angezweifelten apostolischen Sukzession fest, wogegen sich manche evangelische Teilnehmer heftig wehrten, wie dies etwa von Prof. Peter Stuhlmacher berichtet wird.

---

17 Dieses Zitat konnte ich leider nicht mehr verifizieren.

18 Fairy von Lilienfeld, 1917-2009, ev. Theologin, Slawistin, Pastorin in der Kirchenprovinz Sachsen. 1966 erhielt sie einen Ruf für den Lehrstuhl für Geschichte und Theologie des christlichen Ostens an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen, wo sie bis zu ihrer Emeritierung 1984 tätig war. Zum Zeitpunkt ihrer Berufung war sie die erste weibliche Theologieprofessorin in der Bundesrepublik Deutschland. Sie erhielt höchste Auszeichnungen – auch von der Russisch-Orthodoxen Kirche – und ihr Herz schlug als evangelische Theologin für die Orthodoxie.

In letzter Zeit sind von beiden Seiten die Dialoge bilanziert worden und beide Seiten scheinen die „Ernte“ dieses Dialoges kritisch zu hinterfragen. In der Suche nach eigenem Profil und auf russischer Seite auch durch deutlich wachsendem Druck konservativer Kräfte, vor allem auch seitens der Auslandskirche, mit der das Moskauer Patriarchat ja wieder vertragliche Beziehungen und eucharistische Gemeinschaft pflegt, scheint manche in vielen Jahren des Gespräches, ja der Freundschaft gefundene Annäherung und Wertschätzung nicht mehr zu gelten. Vor allem besteht die Gefahr, das „*institutional memory*“ dieses so kostbaren Dialoges zu verlieren – auf beiden Seiten!

Ein Dialog unter Christen unterschiedlicher Prägung und Tradition sollte zumal in Deutschland nicht nur mit den Katholiken – auch da gibt es ja Irritationen – selbstverständlich sein. Immerhin ist die orthodoxe die drittgrößte Konfession in Deutschland. So gibt es ca. 430.000 Griechisch-Orthodoxe Gläubige, ca. 320.000 Serbisch-Orthodoxe, ca. 150.000 gehören Russisch-Orthodoxen Gemeinden an, 35.000 Bulgarische und etwa 20.000 Rumänische Orthodoxe.

Mitte November tauchte nun eine Meldung auf, die die EKD und am Dialog Interessierte aufhorchen ließ. Wegen der Wahl der geschiedenen Frau Bischöfin Margot Käßmann zur Vorsitzenden des Rates der EKD wolle man den Dialog beenden. Den am 30. November geplanten Festakt aus Anlass des 50-jährigen Dialoges mit der ROK sagte Bischof Hilarion, Leiter des Kirchlichen Außenamtes der ROK, in der Tat ab. Doch wer hier mit dem Finger nur auf den Splitter im Auge der ROK zeigt, sieht die Balken im eigenen Auge nicht. Denn der Wind weht auch aus der eigenen Hütte. Der erste Hinweis erschien, so scheint es, im Hamburger Abendblatt – offenbar gezielt lanciert von dem ultrakonservativen früheren nordelbischen Pastor Ulrich Rüss.

Die Zielscheibe ist Bischöfin Margot Käßmann. Geradezu perfide wird ihre Scheidung genutzt, um die Opposition gegen die Frauenordination zu pflegen. Da sind dann auch schnell konservative Lutheraner in Russland zu finden, die ins selbe Horn stoßen. Wer also konservativ-fundamentalistische Kreise in der ROK oder anderen Orthodoxen Kirchen beklagt, sollte auch vor der eigenen Türe kehren.

Von Patriarch Kyrill war von einem Ende des Dialoges zunächst nichts zu hören, doch teilte Bischof Hilarion mit, dass der Dialog mit der EKD beendet sei. Bischöfin Maria Jepsen in Hamburg allerdings, die mit dem damaligen (erkonservativen!) Petersburger Metropolitan Joan einen offiziellen Vertrag über die partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Nordelbischen Kirche und der St. Petersburger Diözese schließen konnte, erfreut sich weiterhin lebendiger Kontakte zwischen Hamburg und Petersburg. Sie werden von keiner Seite in Frage gestellt.

Und Vertreter des Moskauer Patriarchates in Deutschland, wie etwa Erzpriester Sergei Baburin aus Hamburg, der die Hamburger St. Johannes-Gemeinde (von Kronstadt) leitet, wollen von einem Ende des Dialoges schon gar nichts wissen.

Doch die Fronten sind derzeit – auf offizieller Ebene – verhärtet. So war kürzlich von

Bischof Hilarion in einem Interview des Spiegel (sic!) zu lesen: *„Der Patriarch kann sich mit keiner Bischöfin treffen.’ Dies sei keine Frage des Geschlechts, sondern des Blicks auf die christliche Tradition. ‚Frauen können nicht in der Nachfolge der Jünger Jesu, der Apostel, stehen, wie das bei orthodoxen und katholischen Bischöfen der Fall ist.’“<sup>19</sup>*

Das ist schon harter Tobak!

Umso mehr gilt es festzuhalten: Ein in Richtung Osten wachsendes Europa braucht den Dialog ihrer Kirchen, die nicht nur dem gegenseitigen Verstehen unterschiedlicher Kulturen und in ihr gewachsener Religion dient, sondern in dem die Christen dem Rufe ihres Herrn folgen: *„...auf dass sie alle eins seien, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“* (Joh. 17,21)

Noch einmal Hans Joachim Iwand, der allzu früh verstorbene Visionär der Versöhnung mit den Menschen im Osten Europas:

*„... es ist meine tiefste Überzeugung, daß die Christenheit sich nicht festlegen darf auf einen westlichen Typ und daß sie, wenn Jesus Christus der Herr ist, sich von ihm her bestimmen lassen muß und nicht von der geschichtlichen Ausprägung, die das sogenannte Selbstverständnis des Christentums in abendländischen Kirchen angenommen hat.“<sup>20</sup>*

---

19 Der Spiegel, Nr. 51, 14. Dezember 2009, zitiert nach einer Meldung des Instituts G2W vom 25.01.2010; vgl. dazu auch das Interview mit Bischof Martin Schindehütte, Leiter der Hauptabteilung »Ökumene und Auslandsarbeit« der EKD, seit September 2006 Auslandsbischof der EKD, vom 30.12.2009 mit der Mittel-deutschen Kirchenzeitung, [www.mitteldeutsche-kirchenzeitungen.de/2009/12/30/verhaeltnis-der-evangelischen-kirche-in-deutschland-zur-russisch-orthodoxen-kirche-wir-bleiben-okumenisch-offen/](http://www.mitteldeutsche-kirchenzeitungen.de/2009/12/30/verhaeltnis-der-evangelischen-kirche-in-deutschland-zur-russisch-orthodoxen-kirche-wir-bleiben-okumenisch-offen/)

20 aaO. (s. Anm. 5), 125 (Geschrieben an den Freundeskreis des „Hauses der helfenden Hände“ am 24.3.1958, kurz vor seiner erneuten Reise in die Sowjetunion (25.3.-16.4.1958))

## Nur Lernen schafft Veränderungen

### Eindrücke aus Äthiopien – Wofür wurde die Spende des Sommerfestes im Ökumenischen Wohnheim eingesetzt?

*Annabell Gietz*

„Wissen bedeutet Macht und Reichtum. Nur wer arm werden möchte, teilt es mit anderen.“ Diese traditionelle Haltung ist in Afrika oft fest in der Mentalität der Mächtigen und Gebildeten verankert. Wer nichts gelernt hat, hat wenig Selbstvertrauen. Unter den Frauen und Mädchen sitzt die Angst tief, nicht stark genug zu sein, um einer höheren, über die Grundschule hinausgehenden Ausbildung standzuhalten. Als Beobachterin des Unterrichts an einer Highschool fragt man sich anfangs, ob die Mädchen im anderen Klassenraum untergebracht sind. Dann, wenn man genauer hinschaut, entdeckt man in der hintersten Reihe eng zusammengerückt ein paar Mädchen. Im Unterricht dominiert die Stimme des zumeist männlichen Lehrers, der aufgrund der Klassengröße (meist ca. 80 Schüler) Mühe hat, die Schülerinnen und Schüler aktiv in den Unterricht einzubeziehen. Die Unterrichtsmethode beschränkt sich zumeist auf Abschreiben und Nachsprechen.



## Nur Lernen schafft Veränderungen

In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass eine Verbesserung allein der äußeren Rahmenbedingungen (d.h. dass die Mädchen von ihren Eltern vormittags von der Arbeit daheim befreit werden, sie das Geld haben, sowohl Schulgebühren, Uniform als auch Unterrichtsmaterial zu bezahlen) noch lange nicht hieße, dass eine Generation von Frauen heranwächst, die sich in der Berufswelt zu behaupten weiß und ihre gelernten Fähigkeiten einsetzen kann. Das Problem liegt tiefer und erfordert eine Bildung ihres Selbstbewusstseins und die Erkenntnis, dass sie die gleichen Lernfähigkeiten haben wie Jungen.

Vor diesem Hintergrund ist das vor drei Jahren von Christel Ahrens, Gesundheitsberaterin für Frauen und Kinder aus Hermannsburg, begonnene Projekt einer Sommerakademie für Schülerinnen zu verstehen. Vier Wochen lang nehmen die Mädchen in kleinen Gruppen an einem Intensivkurs in den Sommerferien teil, v.a. in den Fächern Englisch und Mathematik. Als ich am ersten Tag vor der Klasse stand und vor mir ungefähr 15 Mädchen saßen, die zu schüchtern waren, mir in die Augen zu schauen, auf Fragen mit ausdruckslosem Gesicht reagierten und höchstens hinter vorgehaltener Hand Unverständliches nuschelten, begann ich nachzuvollziehen, was diese neue Situation für sie bedeutete. Plötzlich – das erste Mal – sind sie im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die meisten von ihnen haben wohl noch nie ein Wort im Unterricht geäußert. Bei einer Klassenstärke von max. 20 Schülerinnen werden sie das erste Mal persönlich aufgefordert, den Unterricht mitzugestalten.

Langsam öffneten sich die Schülerinnen in diesem geschützten Raum, gewöhnten sich an Gruppenarbeit und lernten sich wohl auch untereinander neu kennen. In manchen Klassen entstand ein starkes Gruppengefühl, und wenn ich morgens in die Klasse kam, ertönte schon ein „Go down Moses“, das Judith Bischof (eine gute Freundin von mir und Psychologiestudentin aus Freiburg) und ich mit den Mädchen gesungen hatten. Während ich noch auf den Schwamm aus dem Klassenzimmer von nebenan wartete, brachten mir die Mädchen Wörter auf Oromiffa (ihrer Muttersprache) bei oder berichteten mir, was sie in Mathematik gelernt hatten. Mit der Zeit konnte ich auch Aufgaben stellen, in denen sie selbständig eigene Gedanken aufschreiben sollten und am Ende hatten sie Freude daran, in Gruppen Dialoge oder kleine Theaterstücke auszuarbeiten.

Zum Thema „Girls and Education“ schrieben sie in Gruppenarbeit einen Dialog, den sie anschließend vortrugen. Dabei erfuhr ich über die Schwierigkeiten für Mädchen, eine gleichwertige Ausbildung wie die Jungen zu bekommen. Ein Problem besteht darin, dass die Eltern bei mangelndem Geld eher ihre Söhne als ihre Töchter in die Schule schicken. Für die Mädchen gibt es zu Hause viel Arbeit in der Küche, außerdem sind Wasser und Feuerholz zu holen und auf die zahlreichen Geschwister aufzupassen u.v.a.m. Selbst wenn die Mädchen in die Schule gehen, können sie nachmittags keine Hausaufgaben machen, weil sie ihren Müttern helfen müssen und abends bei Dunkelheit gibt es keinen Strom. Deshalb verwundert es einen kaum, dass ihre Unterrichtsergebnisse häufig schlechter sind. Die Mädchen schrieben sogar, dass viele ihrer Freun-



dinnen glaubten, nicht stark und intelligent genug zu sein, um in die Schule zu gehen. Viele von ihnen hörten mit der Schule auf, sobald sie heirateten. Wie soll sich diese Haltung ändern? Eine Gruppe stellte fest, dass Veränderung nur durch Lernen komme! Diese Erkenntnis ist eine Ermütigung für sie selbst und enthält zugleich einen Appell, der nicht nur an die Mädchen gerichtet ist.

Darauf antwortet der Mathelehrer Abdi Akawak, der mit uns die vier Wochen unterrichtete, mit folgendem Projekt: Zu Beginn des neuen Schuljahres hat er einen Library Club gegründet, der erste seiner Art an der Schule. Die Zielsetzung ist es, einen Raum zu schaffen, wo die Schülerinnen und Schüler zusammenkommen und sich frei untereinander austauschen können. Ihnen wird zusätzliches Wissen für das nationale Examen vermittelt und sie sollen dabei den Wert, Wissen miteinander zu teilen, kennenlernen. Die Schülerinnen und Schüler sollen hierbei erfahren, dass man nicht arm wird, wenn man Wissen mit anderen teilt, sondern dass man durch den Austausch sogar bereichert wird. Zurzeit sind 30 Schüler der 10. Klasse in dieser Arbeitsgruppe, davon 6 Mädchen. 15 Bücher, die bisher gekauft wurden, werden ausgeliehen und untereinander weitergereicht. Wöchentlich treffen sich die Schülerinnen und Schüler zum Austausch. Wenn sich dieses Projekt bewährt, soll im kommenden Halbjahr auch die 9. Klasse daran teilnehmen und es sollen nach Möglichkeit mehr Bücher angeschafft werden.



Von dem im Rahmen des Sommerfests 2009 im Ökumenischen Wohnheim gesammelten Geld für die Sommerakademie wurden an zwei Schulen die beteiligten Lehrer (zwei Englischlehrer, die Grammatik unterrichtet haben, ein Mathematiklehrer und ein Physiklehrer) für ihren Einsatz entlohnt. Nach dem ersten Schulhalbjahr im Januar wird ei-

## **Nur Lernen schafft Veränderungen**

ne Auswertung der Sommerakademie stattfinden, bei der die Examensergebnisse der Mädchen mit ihren vorigen verglichen werden.

Mit einem Betrag, der übrig geblieben ist, wurde ein Unterstützungsfonds eingerichtet, den Schülerinnen der Sommerakademie im Laufe des Schuljahres in Anspruch nehmen können, wenn sie Schwierigkeiten haben, die Schulgebühren zu bezahlen oder sich Schulhefte anzuschaffen. Für die nächste Zeit ist ein Ausbau des Library Clubs sowie die Einrichtung von Stipendien für talentierte, aber mittellose Schülerinnen und Schüler geplant. Außerdem hofft Christel Ahrens, auch im nächsten Jahr eine Sommerakademie durchführen zu können. Daher würde ich mich sehr freuen, wenn Sie Interesse hätten, die Schülerinnen und Schüler in Äthiopien auch in Zukunft zu unterstützen. Gerne leite ich Informationen weiter, vermittele Kontakte oder beantworte Fragen.

(annabell\_g@hotmail.com)

## Milch für Babys in Bolivien

Marina von Ameln

Im Wintersemester 2009/10 sammelten wir Ökis für ein Projekt in Bolivien. Seit nun knapp zwei Wochen bin ich zurück aus Sucre, der bolivianischen Hauptstadt, und möchte kurz von meinen Begegnungen dort im Zusammenhang mit dem Projekt berichten.

Seit mehreren Jahren fahre ich nun schon in dieses Land, das auch oft als *Bettler auf dem goldenen Thron* bezeichnet wird. Diese Bezeichnung ist leider nur allzu passend.



Denn auf der einen Seite beeindruckt die Region nicht nur durch ihren Reichtum an Bodenschätzen und Rohstoffen, sondern auch durch eine bunte und mitreißende kulturelle Vielfalt an Ethnien, Sprachen, Tänzen und Bräuchen. Auf der anderen Seite ist die Armut der Menschen erschreckend präsent. Die große Mehrheit der Bevölkerung, besonders in den ländlichen Gebieten, leidet an Armut, und die Folgen sind neben gesellschaftlichen und sozialen Problemen Alkoholismus, Krankheiten und Unterernährung. Von letzterem sind die Kleinsten am schlimmsten betroffen. Denn trotz harter Arbeit und

dem täglichen Kampf ums Überleben können die Eltern ihren Kindern oft noch nicht einmal das Nötigste zum Leben garantieren.

## Milch für Babys in Bolivien

Die Menschen, die in den Landregionen in Chuquisaca, der Provinz um Sucre, leben und leiden unter sehr starker Armut, und es mangelt an Einfachstem, wie einer Grundversorgung und Kleidung. Verlässt man die Hauptstadt, so gelangt man bereits in den Randgebieten der Stadt an die Armutsviertel. Je weiter man jedoch hinaus auf das Land, fährt, umso katastrophaler wird der Anblick. Die endlose Weite der Andenregion, die Berge und Täler öffnen sich vor einem und gewähren Eintritt in eine völlig andere Welt. Tausende von Menschen wohnen in diesen verlassenem Gegenden, weit ab von Stadt und Rummel. Stundenlange Märsche verbinden oft ein Haus mit dem nächsten. Einmal schnell etwas Mehl vom Nachbarn borgen fällt da doch etwas schwer. Die Familien leben von dem, was ihr Stückchen Land ihnen gibt. Doch in den Hochebenen der Anden ist der Anbau oft auf Mais, Kartoffeln, Quinoa und ähnliches beschränkt. Obst und Milchprodukte hingegen sind Mangelware und daher sehr teuer.

Auf diesem Hintergrund muss man die Unterernährung besonders vieler Kinder Boliviens sehen. Können Mütter ihre Babys und Kleinkinder nicht stillen, so werden diese schon von klein auf mit Mais- und Kartoffelsuppe gefüttert. Dies kann in den ersten Lebensjahren fatale Folgen haben. Den Kindern fehlt eine gesunde Ernährung, Vitamine und vor allem Milch, welche grundlegend für ein gesundes Wachstum sind.

So wurde von einer Deutschen vor ein paar Jahren das Milch-Projekt gestartet. Mit Hilfe von hier in Deutschland gesammelter Spendengelder wird dort vor Ort Milchpulver gekauft und an die Mütter mit ihren Kindern weitergeleitet. In Sucre selbst übernimmt diese Arbeit meine Freundin Lourdes, eine Krankenschwester, die seit Beginn das Projekt vor Ort am Leben erhält. Bei ihr habe ich vier Wochen dieses Jahr gewohnt und mit ihr zusammen die Milch gekauft und an die Frauen übergeben. Es sind Frauen aus eben diesen ländlichen Regionen und Vororten Sucres, denen oft das Nötigste zum Leben fehlt. So kommen sie einmal im Monat zu Lourdes und bekommen pro Kind eine 2,5 kg Dose Milchpulver geschenkt, um ihr Baby damit zu versorgen. Viele der Frauen haben Zwillinge und sind gerade daher auf die monatliche Hilfe angewiesen.

In Krankenhaus und Kinderheim Poconas, in dem Lourdes arbeitet und in dem auch ich 2006-2007 mehrere Monate geholfen habe, sind auch in diesem Monat wieder zwei besondere Familienfälle an Lourdes herangetragen worden. Beides Mehrlingsgeburten. Im ersten Fall brachte die Mutter die beiden Kinder zum Heim, weil sie selber für beide nicht sorgen konnte. Zurzeit werden die beiden Mädchen in Poconas aufgepäpelt und haben mittlerweile wieder ein normales Gewicht erreicht. Nun möchte die Mutter ihre Kinder wieder zu sich nehmen, doch auf Hilfe ist sie angewiesen. Ob eines der beiden vorerst im Kinderheim bleibt, ist noch unklar. Doch auf jeden Fall werden wir die junge Mutter mit Milch unterstützen.

Im zweiten Fall sind die Zwillinge als Frühgeburten zur Welt gekommen. Noch sind sie im Brutkasten, doch auch sie werden bald zu ihren Eltern nach Hause kommen. Auch diese Familie braucht Hilfe, um Milch kaufen zu können. In den ersten drei Monaten vertragen die Babys jedoch nicht das normale Milchpulver, so dass ein spezielles gefüt-

tert werden muss, was um ein vielfaches teurer ist. So wird mit Hilfe der Ök-Spenden zwei weiteren Kindern in diesen ersten Monaten geholfen werden können.

Ich möchte Euch und Ihnen im Namen der Familien vor Ort von Herzen für die Unterstützung des Milch-Projektes danken. Dank der gesammelten Spendengelder mit dem stolzen Betrag von 450 € wird den Familien ein kleiner Hoffnungsschimmer geschenkt. Und auch wenn es nur ein kleiner Lichtblick für die Kinder und ihre Eltern zu sein scheint, so lohnt sich all der Einsatz immer. Wir alle sollten immer daran denken, dass nur wenn man mit Kleinem anfängt, auch Größeres daraus wachsen und gedeihen kann. Ich werde mich auch weiter für diese und andere Kinder einsetzen, und wer weiß, vielleicht wächst ja eines Tages ein größeres und längerfristiges Projekt daraus.

Vielen Dank für Eure Hilfe!



**Hausabende**  
im Ökumenischen Wohnheim für Studierende  
der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

**Sommersemester 2009**

07.04.2009	ERÖFFNUNGSKONVENT
14.04.2009	NINAN YANAGA: Jiu Jitsu und seine Philosophie
21.04.2009	TINA STRABE: Die wunderbare Welt der Schokolade
28.04.2009	ANITA AWOSUSI: 600 Jahre Sinti und Roma in Deutschland
05.05.2009	VLADISLAV MITUSHENKOV: Führung durch die Heidelberger Synagoge
12.05.2009	FABIAN KLIESCH: Die Geschichte eines Spermiums und einer Eizelle
19.05.2009	LIBBY BOULTER: Studierende über ihr Land: USA
26.05.2009	FILMABEND MIT DISKUSSION
02.06.2009	PROF. DR. MICHAEL BERGUNDER: Der Buddhismus
09.06.2009	BIERWORKSHOP
16.06.2009	ANNA OSSIPOVA: Studierende über ihr Land: Kasachstan
23.06.2009	CÉLINE GRANDCLÈRE-PRAETORIUS: Johannes Calvin zum 500. Geburtstag
30.06.2009	PROF. DR. BIRGIT KLEIN: Israel und Gaza – Friede oder Krieg?
07.07.2009	ABSCHLUSSKONVENT

**Wintersemester 2009 / 10**

20.10.2009	ERÖFFNUNGSKONVENT
27.10.2009	ANNA QUAAS: Pfingstkirchen in Nigeria
03.11.2009	EXKURSION 1: Führung durch die Yavuz-Sultan-Selim-Moschee in Mannheim
10.11.2009	KURT VESELY: Der Islam. Eine Einführung
17.11.2009	CORINNA SEEBERGER: Belgien
24.11.2009	PD DR. GREGOR ETZELMÜLLER: Dietrich Bonhoeffer. Leben und Wirkung
01.12.2009	FILMABEND MIT DISKUSSION: „Die Insel“
08.12.2009	MARINA VON AMELN: Bolivien
15.12.2009	DER TANGO
22.12.2009	AHLAM DALVAND: Studierende über ihr Land: Der Iran
12.01.2010	EXKURSION 2: Besuch der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte
19.01.2010	BERNHARD OFFENBERGER: Die indische Dalit-Theologie
26.01.2010	DIE WELT DES BIERES
02.02.2010	ABSCHLUSSKONVENT

## Kurzkommentare zu Hausabenden

*Marina von Ameln, Annabell Gietz, Johannes Lohscheidt und Johannes Lösch*

### Hausabende im Sommersemester 2009

#### Nina Yanaga: Jiu Jitsu und seine Philosophie

*Marina von Ameln* - Im traditionellen schwarzen Gi (Kampfanzug) gab uns Ninan Yanaga einen kleinen Einblick in die traditionelle aus Japan stammende Kampfkunst „Jiu-Jitsu“. Zunächst galt es deutlich zu machen, was eine KampfKUNST vom bekannten KampfSPORT unterscheidet. Altbekannt sind uns Kampfsportarten wie Boxen, Fechten, Ringen, Kickboxen etc., in denen mehr oder weniger gleichrangige Kämpfer gegeneinander im Wettkampf ihrer jeweiligen Sportart antreten. Es geht im Wettkampf, egal ob beim Boxen, Judo oder Fechten, um Punkte, am Ende stehen Sieg oder Niederlage. Anders jedoch in der Kampfkunst: Hier ist der Kampf kein bloßes „Spiel“, hier geht es im Training um die Vorbereitung des realen Kampfes. Bei den japanischen Samurai, von denen die Kampfkunst stammt, ging es um die meist waffenlose Selbstverteidigung, wo es oft keine zweite Chance gibt, sondern am Ende Leben oder Tod stehen.

Ursprünglich ist die Kampfkunst „Jiu Jitsu“ im Krieg entstanden, in dem Samurai gegeneinander um die Herrschaft in Japan kämpften. Während einer längeren Friedenszeit des Landes bot sich den bis dahin nur im Krieg erprobten Samurai die Möglichkeit zur Ausarbeitung ihrer Techniken, welche sie ausfeilten, systematisierten und katalogisierten. So entstand das bis heute erhaltene Jiu-Jitsu, was übersetzt „weiche Kampfkunst“ bedeutet. Wie der Name widerspiegelt, geht es in dieser Kampfkunst um das Prinzip des Nachgebens: „Siegen durch Nachgeben“. So ist es Ziel im Jiu Jitsu, einen Angreifer – ungeachtet dessen, ob er bewaffnet ist oder nicht – möglichst effizient unschädlich zu machen. Dies kann durch Schlag-, Tritt-, Stoß-, Wurf-, Hebel- und Würge-techniken geschehen, indem der Angreifer unter Kontrolle gebracht oder kampfunfähig gemacht wird. Dabei soll beim Jiu Jitsu nicht Kraft gegen Kraft aufgewendet werden, sondern soviel wie möglich der Kraft des Angreifers gegen ihn selbst verwendet werden.

Ninan Yanaga begeisterte neben der theoretischen Einführung in die Geschichte und Philosophie, vor allem durch einige praktische „Kampf“einlagen. Shin stellte sich als „Angreifer“ dem erfahrenen Jiu-Jitsu-Meister und wurde schnell zum „Unterlegenen“. Durch geschwinde Ausweichmanöver, knifflige Handhebel oder eine eindrucksvolle Stock-Kata – eine stilisierte Darbietung eines imaginären Kampfes ohne Partner – bekamen auch die absoluten Kampfsport-Greenhorns einen lebendigen Eindruck dieser spannenden Kampfkunst.





Das Volleyball-Team

### **Tina Straße: Die wunderbare Welt der Schokolade**

*Johannes Lösch* - Am 21. April war Frau Tina Straße zu Gast in unserer Mitte. Sie hielt uns einen Vortrag mit dem Thema „Die wunderbare Welt der Schokolade“, ein Thema, das einige unter uns sicher schon lange herbeigesehnt hatten. Unsere Erwartungen wurden von Frau Straße auch nicht enttäuscht. Sie arbeitet neben ihrem Physikstudium, aus dem sie einem Mitbewohner bereits bekannt war, als Verkäuferin in der „Chocolaterie St. Anna No.1“ in Heidelberg. Daher kennt sie sich nicht nur in der Vielzahl der ansonsten im Einzelhandel erhältlichen Schokoladen aus, sondern auch in der Herstellung und den Besonderheiten exquisiterer Tafeln. Vor ihrem Vortrag hatten wir das Vergnügen, sie bei unserem gemeinsamen Essen etwas kennenzulernen.

Ihr Vortrag führte uns von der Dokumentation des Kakaoanbaus über die Geschichte des „Xocoatl“, wie die südamerikanischen Ureinwohner den Ur-Kakao nannten, bis zu der europäischen Verfeinerung. Zu verschiedenen Stufen der Verarbeitung des Rohstoffes hatten wir die Gelegenheit, über herurgereichte Bohnen und Kakaobutter auch sinnlich etwas Neues zu erfahren. Ein Highlight war dann natürlich die Schokolade, die Frau Straße mitgebracht hatte, und an der sie uns demonstrierte, WIE man Schokolade genießen sollte, anstatt sie wie gewohnt einfach herunterzuschlucken. Somit waren wir an dem Punkt angekommen, die Auswirkungen der Schokolade auf



den menschlichen Körper zu erfahren. Hier musste jeweils stark zwischen den unterschiedlichen Arten von Schokoladen und ihren Farben unterschieden werden.

Als Merksatz gilt: Je dunkler die Schokolade, desto geringer die schädlichen und desto größer die nützlichen Auswirkungen auf den Körper des Essenden.

Nach dem etwa dreiviertelstündigen Vortrag blieb uns dann noch ein wenig Zeit für Rückfragen, die Frau Straße uns gerne beantwortete.



Die Volleyball-Fans

### **Vladislav Mitushenkov: Führung durch die Heidelberger Synagoge**

*Johannes Lohscheidt* - Am frühen Abend des 5. Mai 2009 zogen die Bewohner des ökumenischen Wohnheims der Universität Heidelberg aus, um sich, einige Busfahrminuten in Richtung Weststadt später, von Herrn Vladislav Mitushenkov durch das 1992-1994 erbaute jüdische Gemeindezentrum führen zu lassen.

Dort angekommen wurden alle herzlich begrüßt, Jacken und Taschen eilends im Vorraum zur Synagoge, die im Gemeindezentrum natürlich nicht fehlen darf, verstaut und – nachdem sich alle männlichen Teilnehmer mit sog. Kippas die Köpfe bedeckt hatten – begann die Führung. Die Treppe hinauf laufend gelangten die „Ökis“ auf die Frauempore, was für einige weibliche Teilnehmerinnen zunächst für etwas Unmut sorgte. Hier erklärte Herr Mitushenkov ausführlich das jüdische Leben in Heidelberg, die Besonderheiten der Gemeinde und vor allem die jüdischen Sitten und Gebräuche in einer Synagoge. Es war interessant zu hören, dass in einer orthodoxen Synagoge – hierzu

## Kurzkommentare zu Hausabenden

zählt auch die Synagoge Heidelbergs – Frauen und Männer getrennt sitzen. Voraussetzung für einen jüdischen Gottesdienst ist die Anwesenheit von zehn Männern. Diese zehn Männer sollen sich auf den Gottesdienst konzentrieren können und sich nicht von den Frauen, die sich auf der Empore auch um die Kinder kümmern, ablenken lassen.

Weiter ging es dann ein Stockwerk tiefer zu dem Lesepult. Von hier aus, so erklärte es Herr Vladislav, wird im Gottesdienst aus der Tora gelesen. Dazu kann jeder männliche orthodoxe Jude im Gottesdienst aufgerufen werden. Vom Lesepult aus schauten die „Ökis“ auf den Toraschrein, ein wundervoll gestalteter großer Schrank, in dem die Tora aufbewahrt wird. Nach einer kleineren Fragerunde über weitere Gegenstände und Einrichtungsstücke der Synagoge war es jedem einzelnen „Öki“ gestattet, sich einmal eigenständig durch den Rest des Gemeindezentrums zu bewegen und sich über Interessantes zu informieren. Vor allem das große in blau gehaltene Fenster der Synagoge faszinierte bei der Erkundungstour. Hierauf findet der hebräischkundige Leser Verse aus dem ersten Buch Mose, welche die Schöpfungsgeschichte erzählen. Nachdem sich alle „Ökis“ in der kleinen Eingangshalle eingefunden hatten, dankten sie Vladislav herzlich für seine spannende Führung und machten sich wieder auf den Weg in Richtung Plankengasse. Zu Hause im Wohnheim unterhielt man sich noch lange über die persönlichen Eindrücke, die man in der Synagoge erhalten hatte. Alles in allem ein sehr gelungener Ausflug.



Das Team in Aktion

## **Fabian Kliesch: Die Geschichte eines Spermiums und einer Eizelle**

*Johannes Lösch* - „Willkommen zurück, Fabian Kliesch!“ - So könnte man das Referat, das uns der ehemalige ÖK-Bewohner Fabian zum Thema „Ein Kind entsteht – die Geschichte eines Spermiums und einer Eizelle“ hielt, überschreiben. Fabian war vor einigen Jahren Tutor im Ök, während er Evangelische Theologie und Medizin studierte. Mittlerweile approbierter Arzt und Dipl. Theologe fühlte er sich nach seinem Bekunden gleich wieder zu Hause und interessierte sich für uns derzeitige „Ökis“.

Zu Beginn seines Vortrages bat er um ein Meinungsbild zu dem Thema, ab wann in der embryonalen Entwicklung man 1. von einem Menschen sprechen kann, 2. diesem Menschen Menschenwürde zusprechen solle und 3. dieses Lebewesen rechtlich schützen müsse.

Die Mehrheit der Bewohner war der Meinung, frühestens ab der Einnistung der befruchteten Eizelle in die Gebärmutterschleimhaut seien einer oder mehrere dieser Punkte zutreffend. Wir gingen daraufhin gemeinsam den Entwicklungsweg einer Eizelle nach, die ihr genetisches Material mit dem eines Spermiums mischt, woraus dann das neue Leben entsteht. Begleitend zu seinem Vortrag zeigte er uns eine Anzahl anschaulicher Aufnahmen der Zellstrukturen und später der sich in „menschlicher Form“ entwickelnder Föten, die er für uns kommentierte, teils auch auf Rückfragen der Bewohner. Neben den Grundinformationen, die einigen noch aus ihrem Biologieunterricht bekannt sein könnten, eröffnete Fabian uns auch einen Einblick in die gegenwärtige Ethikdebatte über Embryonenschutz/Stammzellforschung und Wissenswertes, wie zum Beispiel die Tatsache, dass neben dem genetischen Material des Embryos immer mütterliche Mitochondrien als „Organe“ weitergegeben werden. Durch diese Vererbung der energieerzeugenden Zellkörperchen ließen sich interessante anthropologische Studien anstellen. So konnte auch gezeigt werden, dass der Homo Sapiens seine Wurzeln in Afrika hat.

Zum Schluss war er bereit, auf Fragen einzugehen und diese kompetent zu beantworten. Dabei zeigte sich, welch großes Interesse die meisten Ök-Bewohner an dem Thema Genetik in Bezug auf das Entstehen neuen Lebens hatten. Da viele unserer Fragen und Anmerkungen am Ende geklärt und beantwortet werden konnten, sahen wir den Vortrag als sehr gelungen an und dankten Fabian für seine Bemühungen.

## **Prof. Dr. Michael Bergunder: Der Buddhismus als rationale Religion?**

*Annabell Gietz* - Thema dieses Abends mit Prof. Bergunder war der Buddhismus. Angesichts des unerschöpflichen Forschungsgebietes versprach Prof. Bergunder uns nicht, in einer Stunde den Buddhismus zu erklären. Stattdessen verfolgte er eine konkrete Fragerichtung, mit der er unser Bild vom Buddhismus zu korrigieren versuchte. Und wie ich finde, erfolgreich.

Der Buddhismus ist in Westeuropa für viele Menschen ein Schlupfloch, während sie

mit anderen Religionen, besonders dem Christentum, hadern. Wenn man nachfragt, bekommt man folgende Antwort: Der Buddhismus stimme mit den Naturwissenschaftlern überein und ist daher auch noch in der heutigen Welt vertreten und lebbar. Der Wissenschaftler ist an dieser Stelle skeptisch und versucht hinter die Entstehungsgeschichte dieser heute häufig vertretenen Überzeugung zu kommen und fragt sich: Wie kommt es dazu, dass der Buddhismus als wissenschaftliche Vernunftreligion betrachtet wird? In der religionsgeschichtlichen Feldforschung begegnen wir dem Theravada-Buddhismus. Theravada bezeichnet eine Mönchsreligion, die sich in Praxis und Lehre auf die ältesten erhaltenen Schriften der buddhistischen Überlieferung, den Pali-Kanon, bezieht. Dieser Kanon enthält Ordensregeln, Lehrreden des Buddha und eine systematische Lehre dieser Reden.

Zunächst müssen wir noch einen Schritt zurückgehen und nachfragen, von wem eigentlich die Behauptung, der Buddhismus sei eine naturwissenschaftliche Religion, stammt. Wir werden fündig im Deutschland des 19. Jahrhunderts, und zwar bei K.E. Neumann, Fr. Zimmermann und K. Seidensticker. Warum haben sie sich für den Buddhismus interessiert? Im Zeitalter der Romantik suchte man nach den eigenen, arischen Wurzeln, wobei man Sanskrit als arische Sprache fand. Außerdem war es das Zeitalter der Religionskritik: Das Christentum erschien irrational und der Buddhismus scheint eine verheißungsvolle Alternative zu dem in Dogmen erstarrten Christentum. Diese drei, die vom Buddhismus gepackt waren, fanden nun Buddhathexte hinter den Palitexten, und versuchten – analog zur theologischen Forschung im Christentum – die ursprünglichen Buddhathexte zu rekonstruieren. Dabei erfanden sie den Buddhismus als Vernunftreligion und institutionalisierten diese neue Religion.

Was wird nun bei einer Begegnung an einem Ort, wo der Buddhismus beheimatet ist, passieren? Neumann reiste 1894 nach Sri Lanka. Dort traf er Buddhisten, die erstaunlicherweise das gleiche glaubten wie er. Wie kann das sein? Neumann traf nicht auf den traditionellen Buddhismus sondern auf einen Reformbuddhismus, der irgendwie importiert wurde. Bei der Begegnung mit christlichen Missionaren gerieten die Buddhisten in die Defensive und bildeten eine rational und wissenschaftlich begründbare Alternative zur christlichen Religion. Sowohl Neumann als auch die Buddhisten auf Sri Lanka argumentierten gegen das Christentum und hatten deshalb ähnliche Ergebnisse. Im Entstehungskern ist also in beiden Fällen ein antichristliches Element. Alle äußeren Riten werden beseitigt, und es entwickelte sich ein sogenannter „Quäkerbuddhismus“, von dem die traditionellen Mönche auf Sri Lanka wenig begeistert waren. Das ist verständlich, denn schließlich handelt es sich um eine radikale Kritik des traditionellen Buddhismus. Doch dieser neue Buddhismus setzte sich auf Sri Lanka durch. Bis heute basiert die Behauptung, der Buddhismus sei eine mit der Naturwissenschaft konforme Religion, auf diesem Sachverhalt.

## Prof. Dr. Birgit Klein: Israel und Gaza – Friede oder Krieg?

*Johannes Lohscheidt* - Anlässlich der anhaltenden Unruhen in Israel und Gaza luden sich die Bewohner des Ökumenisches Wohnheims zum Hausabend am 30. Juni 2009 Frau Prof. Dr. Birgit Klein ein. Sie ist Inhaberin des Lehrstuhls für Geschichte des jüdischen Volkes an der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg.

Da die Frage nach den Hintergründen des Konflikts zwischen Israel und Gaza zu Beginn des Jahres immer größer geworden war, informierten sich die Bewohner im Gespräch mit Frau Klein zunächst über dessen Ursprünge. Frau Klein gab zum Verständnis des Staates Israel zunächst einen Abriss seiner Geschichte. Hierbei ging sie auf die zionistischen Ideen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein: sowohl die Grundideologien der jüdischen Intellektuellen als auch die Vision von einem „Land der Väter“ kamen zur Sprache. Über Theodor Herzls Idee eines eigenständigen jüdischen Staates in Palästina, die Balfour-Erklärung und die Einwanderungswellen in den 1930er Jahren bis hin zur tatsächlichen Staatsgründung Israels am 14. Mai 1948 gab Frau Klein reichlich Informationen. Aufkommende Fragen über den israelischen Staat, warum man in Israel zum Beispiel nicht standesamtlich heiraten dürfe, beantwortete Frau Klein ebenso kompetent wie Fragen nach dem Staatsaufbau und dem politischen System Israels. Vor allem beeindruckte, dass Israel die einzige Demokratie im Nahen Osten ist, die keine Trennung von Staat und Religion kennt. Dies führe, nach Aussagen Frau Kleins, immer wieder zu Problemen. Zurück zum eigentlichen Thema des Abends, dem Konflikt Israels und Gazas, erläuterte Frau Klein die Problematik des Sechs-Tage-Kriegs 1966, die Schwierigkeiten des Sinai-Abkommens 1975, die Siedlungspolitik und die Härte der bis heute anhaltenden Anschläge palästinensischer Selbstmordattentäter in den Großstädten Israels. In Kenntnis der Daten und Fakten war es während des Hausabends schwierig geworden eine eindeutige Antwort auf die Konfliktsituation zu finden. Auch deswegen verwies Frau Klein dankenswerter Weise auf eindeutige Literatur zum gefragten Thema.

Den Hausbewohnern wurde an diesem Abend wieder ein Stück deutlicher, wie wichtig der Dialog zwischen den Religionen ist. Denn in letzter Konsequenz war aus dem Gesagten herauszuhören, dass mangelnde Kommunikation und fehlendes Verständnis für religiöse Anliegen Konflikte schürt.

Einen Beitrag zu gegenseitigem Kennenlernen und Verständnis will Ökumene, wie es im kleinen im Heidelberger Ökumenischen Wohnheim lebendig und praktisch geschieht, leisten.

## Studienfahrt 2009 - Berlin

*Corinna Seeberger*

Das Sommersemester ist das Semester mit den meisten Feiertagen und den dazu gehörigen wunderschön praktischen Brückentagen. Das Ök weiß daraus schon seit Jahren ‚Kapital‘ zu schlagen, indem es an einem dieser verlängerten Wochenenden eine gemeinsame Reise unternimmt. Die Reise nennt sich Studienfahrt. In diesem Jahr hatten sich die Ökis Berlin ausgesucht.



Johannes Lohscheidt und Franziska Pfisterer

Am Donnerstag, den 11. Juni, war es dann endlich soweit. Mit Sack und Pack warteten wir am Karlsplatz auf Peter, unseren sympathischen Busfahrer, der uns sicher in die Hauptstadt bringen sollte. Nach gut zehn Stunden Fahrt hatten wir schließlich unser Hostel erreicht.

Als erster Programmpunkt war ein gemeinsames Abendessen bei Diederik zu Hause



geplant. Nachdem wir uns reichlich mit Kartoffelsalat und Würstchen gestärkt hatten, konnten wir unser erstes kulturelles Highlight in Angriff nehmen, nämlich die Berliner Museumsinsel. Donnerstagabends ist der Eintritt bei den meisten dort angesiedelten Museen frei. Wir hatten also die Qual der Wahl. Geht man ins Pergamonmuseum oder lieber ins Alte Museum, vielleicht aber doch ins Neue Museum, ins Bodemuseum oder gar in die Alte Nationalgalerie? Für jeden Geschmack war etwas dabei, und nach einem gemütlichen Feierabendbier fielen wir alle erschöpft in unsere Betten.

Für den Freitag war ein ziemlich straffes Programm vorgesehen. Wir waren am Alexander Platz, hatten den Fernsehturm gesehen, standen vorm Roten Rathaus, waren an der Spree entlang gelaufen, hatten den neuen Berliner Hauptbahnhof erkundet und waren von dort aus zum Reichstag gelaufen, um dort erstmal ein schönes Gruppenphoto zu machen.



Adrian Bölle, Johannes Lohscheidt (verdeckt), Johanna Sievers, Max Hornig, Pavol Bargar (verdeckt)

In der Nähe der Friedrichstraße konnten wir uns dann bei den „zwölf Aposteln“ und wagenradgroßen Pizzen von unserem eindrucksvollen Vormittagsprogramm erholen. Am Nachmittag führte uns unser Weg am Brandenburger Tor vorbei, über das Holo-

caustdenkmal bis hin zum Potsdamerplatz, wo sich dann für diesen Tag unsere Wege trennen sollten. Der Abend stand nun zu unserer freien Verfügung. Manche erkundeten das Nachtleben von Berlin Mitte, andere machten es sich in einer der Kneipen in Kreuzberg gemütlich.

Nachdem wir an den ersten beiden Tagen hauptsächlich Ostberlin gesehen hatten, war am Samstag Westberlin an der Reihe. Den Ku'damm entlang, machten wir unter anderem an der Gedächtniskirche Halt und ließen uns von dem reichhaltigen Angebot des KaDeWes verzaubern. Im Anschluss daran beschlossen einige, das Schloss Charlottenburg zu besichtigen, andere wollten in den Zoo, manche besuchten das Deutsch-Histo-



Hinten: Johannes Lösch, Max Hornig  
vorne: Marina von Ameln, Ramona Lerner, Corinna Sievers, Max Sievers

rische-Museum und wiederum andere ließen sich einfach durch die Stadt treiben. Am Abend traf sich ein Großteil der Ökis noch einmal in Friedrichshain, um dort den letzten Abend gemeinsam ausklingen zu lassen. Und wer dann immer noch nicht genug hatte, machte sich auf zu Clärchens Ballhaus, um dort noch eine Runde *abzudancen*. Für den Sonntag, unseren Abreisetag, stand nur noch ein einziger Programmpunkt auf unserer Berlin-To-Do-Liste, ein Gottesdienstbesuch im Französischen Dom. Diederik



war eingeladen worden dort die Predigt zu halten. Mit einer Mischung aus französisch-, deutsch- und niederländischsprachigen Chorälen, sowie deutsch- und französischsprachigen Lesungen, feierten wir gemeinsam einen schönen Predigtgottesdienst. Im Anschluss daran wurden wir von Peter mit dem Bus abgeholt, der uns dann wieder nach Heidelberg zurück brachte.



Davis Akmentins, Heung-Joo Song, Clara Rücker, Max Hornig, Johanna Sievers, Johannes Löschnore: Mara Removic

Berlin ist eine riesengroße Stadt, die Lust auf mehr macht. Wir haben dort wunderschöne, eindrucksvolle und abwechslungsreiche Tage verbracht. Der ein oder andere spielt bestimmt schon mit dem Gedanken, bald einmal wieder dort hinzufahren, schließlich gibt es noch so viel zu sehen.

Die Ökis vor dem Reichstag



Davis Akmentins, Mara Removic, Max Hornig, Laura (Gast), Pavol Bargar, Tini (Gast),  
Ramona Lermer Corinna Seeberger, Franziska Pfisterer, Matthias Baum, Adrian Bölle,  
Lyudmyla Hustus Tobias Treu, Johanna Sievers, Johannes Lösch, Libby Boulter,  
Johannes Lohscheidt, vorne: Heung-Joo Song, Clara Rücker, Annabell Gietz, Marina von Ameln

Bewohner/innen des Ökumenischen Wohnheims im Sommersemester 2009				
	Name	Herkunftsland	Studienfächer	Bek.
1	Akmentins, Davis	Lettland	Theol. u. Rel.-wiss.	evangelisch
2	Ameln, Marina von	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
3	Baum, Matthias	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
4	Bölle, Adrian	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
5	Bortz, Martin	Deutschland	Medizin	o.K.
6	Boulter, Elizabeth	USA	Assyriologie	presbyterianisch
7	Dalvand, Ahlam	Iran	Biologie	muslimisch
8	Gietz, Annabell	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
9	Herrmann, Brigitte	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
10	Hornig, Max	Deutschland	Mathem. / Physik	ev.-luth.
11	Hustus, Lyudmyla	Ukraine	Jura	russ.-orthodox
12	Kaguara, Francis Mwaura	Kenia	Agrarwissenschaft	röm.-kath.
13	Lerner, Ramona	Deutschland	Psychologie	evangelisch
14	Lohscheidt, Johannes	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
15	Lösch, Johannes	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
16	Ossipova, Anna	Kasachstan	Physik	russ.-orthodox
17	Pfisterer, Franziska	Schweiz	Grätz. / Latinistik	evangelisch
18	Removic, Mara	Bosnien-Herz.	Soziologie	serb.-orth.
19	Rücker, Clara	Deutschland	Comp.-Ling., Engl.	röm.-kath.
20	Seeberger, Corinna	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
21	Sievers, Johanna	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
22	Song, Heung-Joo	Süd-Korea	Musik	evangelisch
23	Treu, Tobias	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
24	Yoshida, Shin	Japan	Ev. Theol.	Un. Ch. of Christ
25	Zisler, Andrea	Deutschland	Kunst, Ev. Theol.	evangelisch

Bewohner/innen des Ökumenischen Wohnheims im Wintersemester 2009/10				
	Name	Herkunftsland	Studienfächer	Bek.
1	Ameln, Marina von	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
2	Babos, Boglarka	Ungarn	Ev. Theol.	evangelisch
3	Baum, Matthias	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
4	Baumann, Daniel	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
5	Bölle, Adrian	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
6	Dalvand, Ahlam	Iran	Biologie	muslimisch
7	Herrmann, Brigitte	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
8	Hornig, Max	Deutschland	Mathematik, Physik	ev.-luth.
9	Kagura, Francis Mwaura	Kenia	Agrarwissenschaft	röm.-kath.
10	Lermer, Ramona	Deutschland	Psychologie	evangelisch
11	Lösch, Johannes	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
12	Neudecker, Andreas	Deutschland	Mathematik	röm.-kath.
13	Ossipova, Anna	Kasachstan	Physik	russ.-orth.
14	Pfisterer, Franziska	Schweiz	Grätz. / Latinistik	evangelisch
15	Removic, Mara	Bosnien-Herz.	Soziologie	serb.-orth
16	Rücker, Clara	Deutschland	Psychologie	röm.-kath.
17	Seeberger, Corinna	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
18	Senicourt, Clementine	Frankreich	Kunstgeschichte	o.K.
19	Sievers, Johanna	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
20	Song, Heung-Joo	Süd-Korea	Musik	evangelisch
21	Swoboda, Paul	Polen	Mathematik	röm.-kath.
22	Yoshida, Shin	Japan	Ev. Theol.	evangelisch
23	Wagner, Martin	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
24	Wiewiorski, Artur	Polen	Politik	röm.-kath.
25	Zisler, Andrea	Deutschland	Kunst, Ev. Theol.	evangelisch

Die Ökis in Karlsruhe beim Eröffnungswochenende zum Wintersemester 2009/10



Shin Yoshida, Corinna Seeberger, Paul Swoboda, Brigitte Herrmann, Johanna Sievers, Heung-Joo Song, Clara Rücker, Johannes Lösch, Anna Ossipova, Franziska Pfisterer, Matthias Baum, Ramona Lerner, Andreas Neudecker, Clémentine Senicourt, Max Hornig, Francis Mwaura, Martin Wagner, Boglarka Babos, Marina von Ameln, Zbigniew Wiewiorski, Daniel Baumann.





Der Genderchor beim Sommerfest am 3.7.2009



Sektversteigerung für das Sozialprojekt am Sommerfest



Moderatoren beim Sommerfest



Der Vorstand des Freundeskreises

## Brief vom ehemaligen Studienleiter Fernando Enns

Liebe Freunde im Vorstand des Ök-Freundeskreises,

eine kleine Begebenheit aus diesem Sommer wollen wir Euch nicht vorenthalten, weil sie zeigt, wie gut es ist, die Oecumenica zu haben.

Als wir in diesem Sommer in Südamerika unterwegs waren, zunächst zur Mennonitischen Weltkonferenz in Asuncion/Paraguay, dann in Brasilien, schlossen wir unsere Reise mit einem Besuch in Rio de Janeiro ab. Da wir die aktuelle Telefonnummer von Fabiana Ramos aus der Oecumenica dabei hatten, genügte ein Anruf und wir konnten uns treffen. Die damalige Jura-Studentin ist nun eine Jura-Professorin und stellte uns Mann und Kind vor. Das Wiedersehen war eine große Freude und die Erinnerungen an alte Zeiten wurden lebendig.

Immer wieder erleben wir solche Begegnungen und wir staunen, wie sehr alle Ex-Ökis immer wieder betonen, welche prägenden Erfahrungen sie im Ök gemacht haben. Wie gut, dass es den Freundeskreis und die Oecumenica gibt, so dass wir uns immer wieder finden können. Herzlichen Dank dafür.

Herzliche Grüße aus dem sonnigen Hamburg,  
Eure  
Renate und Fernando Enns

P.S. Heute stand Dr. (!) Reingard Wollmann, geb. Braun, in meinem Büro der Hamburger Universität. Sie begleitete eine chinesische Delegation... (s.u.)

(per E-Mail am 24.8.2009)

**Nils-Jacob Haug** wurde am 20.9.2009 in Mindelheim vom Regionalbischof des Evang.-Luth. Kirchenkreises Augsburg zum geistlichen Amt ordiniert und ist jetzt Pfarrer zur Anstellung.



**Reingard Wollmann-Braun** meldete sich mit folgenden Neuigkeiten:

Ich habe meiner Dissertation zum Thema „Erinnern und Gedenken der Opfer politischer Gewalt. Eine liturgiewissenschaftliche Studie zur christlichen Erinnerungskultur in den Seitenkapellen der St. Jakobi Kathedrale in Szczecin/ Stettin nach dem Zweiten Weltkrieg“ im Fach Praktische Theologie an der Universität Hamburg geschrieben. Dort hatte ich von 2005-2007 im internationalen und interdisziplinären Forschungsprojekt „Symbolkirchen zu religiösen und politischen Umbrüchen“ (unter der Federführung von Herrn Prof. Dr. W. Grünberg) mitgearbeitet.

2007 wurde ich mit meinem Mann, Dr. Christian Wollmann, nach China entsandt. Mein Mann hat an der Shaanxi Normal University einen Lehrauftrag als Dozent für Christentum und westliche Kultur (für drei Jahre). Ich habe ihn beim Aufbau eines akademischen Austausches mit der Universität Hamburg unterstützt. Im Juli 2009 bin ich in Hamburg promoviert worden und am 30. Oktober 2009 kam unsere Tochter Clara Josephina zur Welt - in Celle, wo wir gerade bei den Großeltern (Eckhard Braun als alter Öki) längere Zeit zu Gast sind.

Übermorgen [18.3.2010] reisen wir bis Juni wieder nach China, um unsere Tochter vorzustellen und dort das Projekt gemeinsam abzuschließen. Im September 2010 planen wir den Beginn unseres Vikariats in Nordelbien. Dann sind wir in Hamburg oder Lübeck zu erreichen (welcher Ort es sein wird stellt sich nach dem Bewerbungsverfahren im Juli heraus).

**Judith Lena Böttcher** schrieb:

Ich habe mittlerweile die Zusage von der Universität Oxford bekommen und werde ab Okt. 2010 dorthin gehen, um bei Prof. Charlotte Methuen zu promovieren zum ökumenischen Thema “The Diaconal Ministry in Anglican-Lutheran Dialogues”.

-----

### Drei Bitten an alle Mitglieder!

1. Bitte überprüfen Sie die Angaben des Mitglieder-Verzeichnisses in der jetzigen Ausgabe der Oecumenica auf **Aktualität** und Richtigkeit. Sollten Änderungen nötig sein, teilen Sie diese bitte unserem Schriftführer mit.
2. Überprüfen Sie bitte, ob nicht eine **Einzugsermächtigung** ihr Gedächtnis und ihre Arbeit erleichtern würde. Falls ja, geben Sie unserer Schatzmeisterin eine Einzugsermächtigung. – Vielen Dank! (Formular nächste Seite)

Schriftführer:

Karl Borrmann

Brunnengasse 15a

69493 Hirschberg

06201-54115

[KarlBorrmann@aol.com](mailto:KarlBorrmann@aol.com)

Kassenführerin:

Marlinang Lienhart

Rohrbacher Str. 44

69115 Heidelberg

06221-654354

[marlinang@web.de](mailto:marlinang@web.de)

3. **Spenden** sind immer willkommen und werden dringend benötigt. Das Spendenkonto lautet 177 622-750 bei der Postbank Karlsruhe BLZ 660 100 75. Wir bedanken uns!